

uip



KRITIK

We want you

Du hast eine Idee für einen Artikel? Oder Talent für Cartoons, Comics oder Grafik? Du würdest gerne Deine literarischen Versuche irgendwo publizieren? Du warst zu kritisch für den Community-Blog der Uni? Dann ab zur uni:press! Die Redaktion der uni:press freut sich immer über Zusendungen jedweder Art und hilft Dir auch dabei, Deine Ideen bestmöglich auf Papier zu bringen. Das gilt ebenso, wenn Du Interesse hast, Dich in der Redaktion der uni:press zu engagieren. Melde Dich einfach unter: presse@oeh-salzburg.at

Bis vielleicht bald,
die Redaktion der uni:press



P.S. Die uni:press kann auch einfach und schnell über meine.oeh-salzburg.at (Print- und/oder Digitalausgabe) abonniert werden!

WE WANT YOU! WE WANT YOU! WE WANT YOU! WE WANT YOU!

Impressum

Medieninhaberin: Hochschülerinnen- und Hochschülerschaft an der Paris Lodron Universität Salzburg (ÖH Salzburg), Universitätsplatz 7, 5020 Salzburg, www.oeh-salzburg.at, sekretariat@oeh-salzburg.at / Herausgeber: HochschülerInnenschaft
Pressereferent: David Mehlhart / Layout: Soja Hack, Soja Geschnetzeltes / Anzeigen und Vertrieb: David Mehlhart

Redaktion (Kontakt: presse@oeh-salzburg.at): David Mehlhart

Autor*innen: Clara Buchegger, ÖH-Vorsitz (Cedric Keller, Stephanie Wolfgruber & Leonhard Hecht), Karolin Mayer, David Mehlhart, Hannah Zischg, Pushback Alarm Salzburg, Helmut Fraisl, Jovana Stojanovska, Referat for International Affairs and Diversity, Tulio Jansey Coelho de França, Tobias Zeliss, Tom Trülülü, Matei Dimonu, So Yeung.

Druckerei: offset5020 Druckerei & Verlag GesmbH / www.offset5020.at

Auflage: 1.000 Stück. Für Verbesserungsvorschläge und kritische Hinweise sind wir sehr dankbar. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des jeweiligen Autors/der Autorin und nicht immer die Sichtweise der Redaktion wieder.

Die uni:press kann auch ganz einfach über meine.oeh-salzburg.at abonniert werden oder per Mail an die oben angegebene Adresse.

Werte Leser*innen,

für die Wissenschaft ist Kritik unerlässlich. Nur wenn man das, was Forscher*innen vor einem selbst so fabriziert und hingeschrieben haben, einer eingehenden Prüfung unterzieht und auch mal frech nicht alles glaubt, was Menschen von sich geben, die ein „Prof.“ vor dem Namen stehen haben, ist Erkenntnis und wissenschaftlicher Fortschritt möglich. Wenn also Wissenschaftler*innen zum circa tausendsten Mal behaupten, ein höherer Bildungsabschluss und eine längere Lebensdauer würden in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen, ist man ganz unakademisch geneigt, diese bei den Schultern zu packen, sie heftig zu schütteln und ihnen ins Gesicht zu schreien: „It's the money, stupid!“. Hier gilt dann doch noch: Wer den fetteren CV hat, hat recht.

Tatsächlich unakademisch ging's bei der Verabschiedung von Hendrik Lehnert zu, wie man auf der Webseite der PLUS nachlesen kann. Neben dem üblichen Anstandsklimbim (Betonung des guten Miteinanders, Loben von gestellten Weichen, Loben der hohen Motivation usw. usf.) wurde dem scheidenden Rektor ein vibey Gen-Z-Kompliment zuteil. So war dieser nämlich in seiner Funktion ein strammer „Macher“, der sich 25 Stunden am Tag für die Uni aufopferte. Bei solchen Meldungen weiß man gar nicht so recht, wo man anfangen soll. Puh. Beim cringigen Anbiedern an Studis, für die bereits 30 Sekunden

eine Ewigkeit sind, oder beim Affirmieren eines Arbeitsethos, der die innigsten Protestanten blass aussehen lässt?

Zurück zur Kritik. Das ist nämlich auch der Titel dieser Ausgabe der uni:press. Zu diesem Behuf versammelte die Redaktion Texte und Beiträge in dieser Ausgabe, die sich in mannigfaltiger Art und Weise der Kritik verschreiben oder sogar Selbstkritik üben. Der ÖH-Vorsitz schildert etwa, warum das gern bemühte Argument der Zwangsabgaben im Falle des ÖH-Beitrags alles andere als eine kritische Kritik an der universitären Sozialpartnerschaft ist. Weiters findet sich in dieser Ausgabe Leser*innenpost von Leser*innen, die ihr Missfallen an der letzten Ausgabe kundtun. So geht Selbstkritik! Aber auch darüber hinaus erwartet Dich, geneigte Leserin, geneigter Leser, ein bunter Strauß an Beiträgen, der sinnbildlicher für den Frühling nicht stehen könnte.

Viel Freude mit dieser Ausgabe wünscht die Redaktion der uni:press!

→ **P.S. WIE IMMER GILT:
KRITIK, THEMENVORSCHLÄGE,
GEHEIME HINWEISE UND
MORDDROHUNGEN AN:**

presse@oeh-salzburg.at

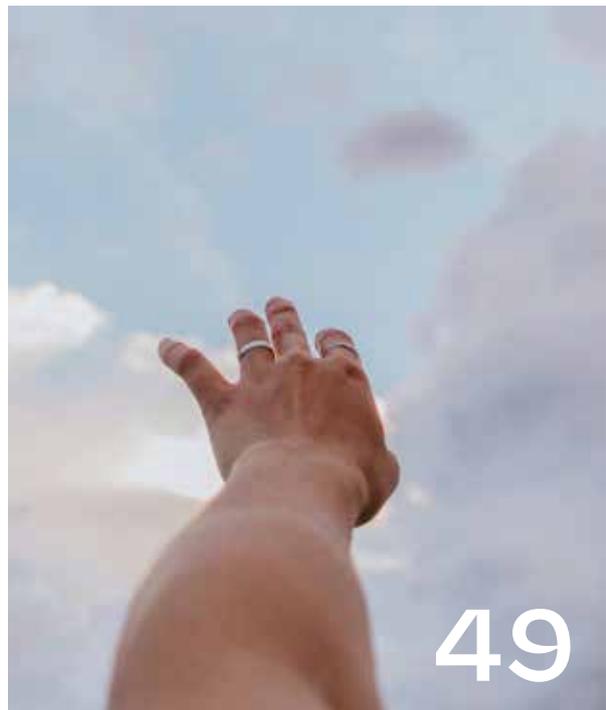
Inhalt



45



41



49



Kritik

- 6 Zwischen Hörsaal und Gehege:
Ein tierisches Abenteuer in Rhetorik
- 8 Leser*innenpost
- 10 Die uni:press tut Buße!
- 11 Scheiß-Zwangsbeitrag

Uni & Leben

- 13 Rektor Bernhard Fügenschuh im
Interview
- 25 Seminararbeiten und Haus-
übungen mit ChatGPT:
Von dem Produkt zum Prozess
- 28 Racial Profiling

Politik & Gesellschaft

- 31 Verlorene Zeit
- 34 Eine österreichische Malaise
- 39 Polinnen in Salzburg
- 43 Behind the mask –
the battle for authenticity in
a performative world
- 47 Das Paradies kann nicht existieren
- 51 Bubble Tea and Cultural Respect

Kultur & Menschen

- 55 Mephisto in Salzburg
- 59 Tineola Gustavae
- 63 The story of Gog,
the very hungry blob

Zwischen Hörsaal und Gehege

Ein tierisches Abenteuer in Rhetorik

Rhetorikseminare an der Uni sind normalerweise eine ernste Sache. Hier geht es darum, Körpersprache zu perfektionieren, Argumente zu schärfen und überzeugend aufzutreten. Doch dann gibt es Seminare wie „tierisch gut überzeugen“, die die gesamte Rhetorik auf ein... sagen wir mal, kreatives Level heben. Offiziell ging es um die „grenzüberschreitende Kunst der Überzeugung“. In der Praxis fühlte es sich jedoch eher wie ein missglückter Kindergeburtstag an – nur ohne Kuchen, aber mit jeder Menge Fremdscham.

Die Aufgabe: Von der Zoologie zur Bühnenkunst

Die Vorgabe war so einfach wie absurd: Wähle nach unserem gemeinsamen Zoobesuch ein Säugetier aus, studiere es und bringe es in menschlicher Form auf die Bühne. Mit allem Drum und Dran – Mimik, Gestik, Körpersprache. Ach ja, und dann überzeuge dabei noch dein Publikum, warum dein Tier einen Zoo regieren sollte.

Zu Hause hieß es also üben und überlegen, wie man einen Pinguin oder ein Känguru in Menschengestalt glaubwürdig präsentiert. Die Tiere, die letztendlich die Bühne eroberten, reichten von eleganten Arten wie dem Jaguar und dem roten Panda bis hin zu überraschenden Außenseitern wie der Ratte und dem Mara.

Die Show beginnt: Tiere im Seminarraum

Der Tag der Aufführungen war eine Mischung aus Theateraufführung, Improvisation und Fremdscham-Training. Jede:r hatte sich vorbereitet und die Ergebnisse waren so vielfältig wie die ausgewählten Tiere. Der Pinguin überzeugte mit einer tollpatschigen, aber charmanten Präsentation, das Känguru hüpfte quer durch den Raum, was für einen Moment weniger an Überzeugung als an eine spontane Aerobic-Einlage erinnerte. Der Schneeleopard hingegen bestach durch seine königliche Eleganz, während der rote Panda sich vor allem auf sanfte Gesten und charmante Argumente verließ.

Lehrreich oder nur seltsam?

Offiziell ging es darum, die Kunst der Überzeugung auf ungewöhnliche Weise zu trainieren und dabei auch die rhetorischen Fähigkeiten von Tieren zu beleuchten. In der Realität wirkte es allerdings oft eher wie ein Versuch, die Grenzen der Würde auszuloten.

Die meisten wählten Tiere, die als ruhig und elegant galten – zufälligerweise in der Hoffnung, dass diese leichter darzustellen wären und weniger Anlass zu peinlichen Momenten boten? Spoiler: Es hat nicht funktioniert. Es stellte sich heraus, dass Würde ein dehnbarer Begriff ist, wenn

man als Mensch versucht, ein Äffchen in High Performance in einem Seminarraum darzustellen.

Ob jemand nach diesem Seminar wirklich besser argumentieren kann, bleibt offen. Sicher ist nur, dass alle Teilnehmenden ihre Komfortzone verlassen mussten – manche mit mehr Eleganz, andere mit mehr Humor.

Man kann der Veranstaltung eines zugutehalten: Sie wird in Erinnerung bleiben. Denn wie oft erlebt man schon einen Hörsaal voller Pinguine, Jaguare und Totenkopffäffchen, die um die Herrschaft im Zoo debattieren?

P.S.

Gerade als alle dachten, der schlimmste Teil des Seminars sei überstanden, kam die finale Herausforderung: eine 16-seitige Hausarbeit. Ja, wirklich. Es ging darum, theoretisch zu analysieren und zu reflektieren. Für viele war das der Moment, in dem das letzte Lächeln erlosch. Denn wer hätte gedacht, dass man als Känguru nicht nur hüpfen, sondern auch noch wissenschaftlich schreiben können muss? ↗

Anm. der Redaktion: Die Verfasserin bzw. der Verfasser bat um anonyme Veröffentlichung. Dieser Bitte kommt die Redaktion gerne nach.



LESER*INNEN- POST

Sehr geehrte Damen und Herren,

heute habe ich mir in der Nawi eine Ausgabe der UP-Zeitschrift zum Thema „Glauben“ mitgenommen. Ich hatte mich als gläubige Katholikin gefreut, dass das Thema gerade jetzt zur Weihnachtszeit auch von Ihnen behandelt wird. Beim Durchblättern bin ich dann aber schnell enttäuscht worden. Es ist ehrlich gesagt sehr frustrierend und verletzend, derartige „Witze“ bzw. Kommentare zum Christentum zu sehen. Von erstzunehmender Kritik kann dabei auch keine Rede sein, wie ich gleich näher erläutern werde. Es wirkt äußerst heuchlerisch, dass die ÖH stets von „Toleranz“ und „Respekt“ spricht, bis man dann zum Christentum kommt. Da ist anscheinend alles erlaubt. Da muss ich mir selbst die Frage stellen, ob Sie sowas auch zum Islam oder einer anderen Religion herausbringen würden. Eventuell könntet ihr statt dem allerheiligsten Glaubensbekenntnis die Schahada mit ECTS-Witzen versehen.

Es wäre mir wirklich wichtig, dass sich Ihr Team einmal Gedanken darüber macht, wie verletzend derartige Auseinandersetzungen mit solch einem Thema sein können. Es ist nämlich keine reine Systemkritik gegen die Kirche, sondern gegen den Glauben selbst und sowas ist in einem Rechtsstaat problematisch. Mir ist (vor allem nach Lektüre der Zeitschrift) bewusst, dass Atheisten anscheinend nichts von Theologie halten, dennoch macht ihre Meinung nicht alles aus. Es wäre wirklich interessant gewesen, von verschiedenen Studis oder Professor:innen mit verschiedenen religiösen Hintergründen zu hören.

Wichtig! Es sollte Ihnen bewusst gemacht werden, dass Ihre Artikel auch faktisch falsch und irreführend sind. Beispielsweise ist Ihr:e Autor:in Samael Kölski nicht mit der eigentlichen Materie der Theologie als Disziplin vertraut. „Die Existenz eines Gottes (...) [wird] als nicht hinterfragbar postuliert.“ – ist eine faktisch falsche Aussage. Zudem wird nur nebenbei darauf eingegangen, dass es sich mit den Rechtswissenschaften, der Philosophie und den Geschichtswissenschaften wie mit der Theologie verhält. Gemeint ist die wissenschaftliche bzw. die systematische, methodische und kritische Auseinandersetzung mit bestimmten Inhalten, unabhängig davon, ob diese Inhalte von Menschen als „richtig“ oder „falsch“ anerkannt werden. Es fehlt also ein Grundverständnis in Ihrer Redaktion über einfache wissenschaftliche Disziplinen wie sie in den ersten Semestern gelehrt werden. Wenn dieses Verständnis natürlich nicht vorhanden ist, scheint auch bspw. das „Fairytale“-Argument, wie es auch der/die Autor:in verwendet, eine legitime Reaktion zu sein. Gut, dass dieses Argument im ernstzunehmenden Diskurs nicht von atheistischen Gelehrten aufgegriffen wird, ansonsten wäre das etwas peinlich.

Die ÖH sollte eigentlich für Respekt, Toleranz und Repräsentativität stehen, aber anscheinend nur, wenn man dem Schema der „Woke-Bubble“ entspricht.

Bitte nehmen Sie sich diese Kritik zu Herzen.

A. G.*

*Vollständiger Name ist der Redaktion bekannt



→ KRITIK, HASSMAILS,
DROHUNGEN, HINWEISE,
TIPS, LEAKS UND LIEBES-
BRIEFE WIE IMMER AN:

presse@oeh-salzburg.at

Die uni:press tut Buße!

Die uni:press erteilte als Antwort auf die letzte Ausgabe, in der der das Christentum ein wenig durch den Kakao gezogen wurde, ein Mail. Die uni:press sei, entgegen dem steten Sermon der ÖH, nicht sonderlich respektvoll und tolerant. Die Redaktion will dieser infamen Unterstellung entschieden entgegentreten. Um diese schiefe Optik geradezurücken, wurde der Vorschlag geäußert, man solle doch „die Schahada [Anm. d. R.: das islamische Glaubensbekenntnis] mit ECTS-Witzen versehen“. Die Idee ist im Ansatz gar nicht schlecht. Allerdings darf man in diesem Falle nicht beim Islam stehen bleiben. Will man aber nun alle Religionen, die es auf Gottes weiter Welt so gibt, gebührend verächtlich machen, würde man in einer biblische Anzahl von uni:press-Ausgaben damit nicht fertig werden.

Daher sei an dieser Stelle der Vollständigkeit halber darauf hingewiesen, dass die Anhänger*innen und Sympathisant*innen folgender Religionen und Konfessionen:

- Katholizismus
- Orthodoxie
- Protestantismus
- Altorientalische Kirchen
- Nestorianische Kirchen
- Restorationistische Bewegungen
- Sunniten
- Schiiten
- Ibadi
- Sufismus
- Ahmadiyya
- Shaivismus
- Vaishnavismus
- Shaktismus
- Smartismus
- Theravada
- Mahayana
- Vajrayana
- Orthodoxes Judentum
- Konservatives Judentum
- Reformjudentum
- Rekonstruktionistisches Judentum
- Kabbalistische Traditionen

- Sikhismus
- Bahá'í-Glaube
- Jainismus
- Zoroastrismus
- Konfuzianismus
- Taoismus
- Shintoismus
- Afrikanische traditionelle Religionen
- Nordamerikanische indigene Religionen
- Südamerikanische indigene Religionen
- Australische Traumzeit-Religionen
- Polynesische Religionen
- Scientology
- Raelismus
- Wicca
- Neo-Druidismus
- Eckankar
- Pastafarianismus
(diese ganz besonders!!!)

als nicht zurechnungsfähig erachtet werden müssen.

Einzig allein das Alevitentum ist als löbliche Ausnahme an dieser Stelle zu erwähnen. ↗



SCHEISS- ZWANGS- BEITRAG

Warum der Titel dieses Beitrags Blödsinn ist und was wir mit euren ÖH-Beiträgen anstellen – Hallo aus dem ÖH-Vorsitz

Cedric Keller, Stephanie Wolfgruber & Leonhard Hecht

Warum man den ÖH-Beitrag lieber rechtzeitig einzahlen sollte

Jedes Semester aufs Neue werden wir von Plus-Online daran erinnert, dass unser ÖH-Beitrag noch ausständig ist. Jedes Semester aufs Neue ignorieren wir diesen Reminder so lange, bis die Angst zu groß wird, dass wir es final vergessen und dann die Zulassung zum Studium erlischt. Für diejenigen, die davon noch nichts wussten: Ja, euer ÖH-Beitrag ist Voraussetzung dafür, dass ihr an dieser Uni überhaupt studieren könnt und die Zulassung zum Studium nicht verliert. Wer uns nicht glaubt und gerne in der Freizeit Gesetzestexte liest: Die rechtliche Grundlage, auch über die Berechnung der Beitragshöhe, findet ihr im §38 des Hochschulinnen- und Hochschülerchaftsgesetzes (HSG 2014). Doch unabhängig von der Neigung, gern juristische Quellen zu lesen oder den Beiträgen in der Uni:Press

auch ohne Faktencheck zu trauen: Wir empfehlen euch wärmstens, den ÖH-Beitrag rechtzeitig einzahlen. Ist sonst blöd.

Der Weg des Geldes

Einmal einbezahlt, wandert das Geld zunächst nach Wien zur Bundesvertretung der ÖH. Diese behält sich 16% von allen Beiträgen, die aus österreichischen Universitäten zusammenkommen, der Rest wird an die lokalen ÖH-Standorte an Universitäten ausbezahlt. Ausschlaggebend für die Höhe, die dann beispielsweise zu uns nach Salzburg fließt, ist unsere Studierenden-Anzahl an der Universität. Auf diesem Wege kamen im Jahr 2024/2025 circa 550.000€ nach Salzburg zurück, die uns als ÖH Uni Salzburg zur Verfügung stehen. Das ist mal eine nette Summe für nette Projekte.

→



Für andere Hochschultypen – also Fachhochschulen oder Pädagogische Hochschulen etwa – ist das System ganz ähnlich, nur dass sich die Bundes-ÖH weniger Anteile der dort gesammelten Beiträge einbehält. Aber auch hier fließen die Beiträge zunächst nach Wien und werden dann an die lokalen ÖH-Standorte Ausbezahlt.

Warum braucht die ÖH mein Geld, können die nicht einfach von reichen Eltern erben?

Dass die ÖH überhaupt dieses Geld verlangt, obwohl wir bei jeder Gelegenheit betonen, wie schlecht es um die finanzielle Situation vieler Studierender steht, hat gute Gründe. Angebote wie das Beratungszentrum, den Druck dieses Magazins oder auch das Angebot von Sozialstipendien, Fahrtkostenunterstützungen und Spritzerständen müssen auf irgendeine Art finanziert werden, das scheint logisch. Für all das braucht die ÖH demnach Budget – und dieses Budget sollte gesichert sein. Wenn man die Finanzierung dieser Sachen

beispielsweise in den Bereich der Hochschulen selbst (also beispielsweise in die Verantwortung des Rektorats) legen würde, wäre das für die ÖH fatal. Sobald es zu Streitigkeiten mit dem Rektorat kommen würde, könnte uns mit Budgetkürzung gedroht werden, die ÖH müsste also nachgeben. Selbiges würde dafür gelten, wenn Landes- oder Bundesregierungen uns finanzieren würden, auch hier könnte mit Budgetkürzung gedroht werden, wenn wir uns kritisch äußern. Damit wir aber unabhängig vom good-will der Regierung oder der Universität arbeiten können, braucht es eine gesicherte finanzielle Grundlage der ÖH-Arbeit. Das garantiert der (eher erschwingliche) ÖH-Beitrag. Damit können wir eine schwarz-blaue Landesregierung also auch künftig kritisieren – wichtig und richtig.

Ich habe die Einzahlung vom ÖH-Beitrag vergessen, bin ich jetzt exmatrikuliert?

Immer mal wieder kann es passieren, dass – aus welchen Gründen auch immer – die Einzahlung vom ÖH-Beitrag vergessen wird und die Zulassung zum Studium damit erlischt. In diesen Fällen haben wir wichtige Informationen für euch. Zum einen: Das ist gar nicht gut, bitte lasst diesen Fall nicht eintreten. Zum anderen: Meldet euch mit einer kurzen Schilderung der Situation unter vorsitz@oeh-salzburg.at, in Ausnahmefällen können wir versuchen, eine Lösung zu finden. Manchmal sogar erfolgreich. ↗

REKTOR BERNHARD FÜGENSCHUH IM INTERVIEW

Es war eine schier endlose Odyssee: Die Suche nach einem neuen Rektor für die Universität Salzburg. Der Geologe Bernhard Fügenschuh leitet seit dem 1. Oktober 2024 die Geschicke der Uni von der Kapitelgasse aus.

Das Interview führten Karolin Mayer & David Mehlhart.

uni:press: Wir würden gerne anfangen mit einer ganz kurzen Selbstvorstellung, dass Sie vielleicht sagen, wer Sie überhaupt sind, wo Sie herkommen und was Sie an der PLUS machen?

Bernhard Fügenschuh: Geboren und aufgewachsen bin ich in Innsbruck. Dort habe ich die Schule und das Studium – damals noch Diplomstudium – absolviert. Zunächst habe ich mit Germanistik und Sport begonnen, dann aber zu den Erdwissenschaften gewechselt und Geologie und Mineralogie studiert. Für die Dissertation bin ich nach Zürich gegangen, die Post-Doc-Phase habe ich in Zürich und Basel absolviert. Bis zum Ruf auf eine Professur für Strukturgeologie und Geodynamik an der Uni Innsbruck war ich Oberassistent in Basel.

Wie kommt man zuerst von Germanistik und Sport zu so einem doch sehr gegensätzlichen Fach?

Durch Zufall eigentlich – weil ich nach dem Ausflug in die Germanistik und den Sport gearbeitet habe und bei der Arbeit einen Geologen kennenlernte. Dieser hat mir vom Geologie-Studium erzählt, und ich dachte mir: das klingt spannend!

Das heißt, den Gedanken davor, Geologie zu studieren, hatten Sie noch gar nicht unbedingt?

Nein, diesen Gedanken hat eigentlich fast niemand, einfach deshalb, weil Geologie kein Schulfach ist. Die Themen der Geologie sind subsumiert in den Fächern Biologie und Geografie, daher hat man als Schüler kaum ein Bewusstsein →

An die erste Vorlesung kann ich mich besonders gut erinnern: Unser Professor hat in dieser Einführungsvorlesung gesagt, dass der Ozeanboden sehr jung sei, also nur rund 160 Millionen Jahre alt. Das fand ich spannend – ich hatte noch nie davon gehört, dass das sehr jung ist.

für das Fach Geologie. Über den Arbeitskollegen, der damals eine geologische Forschungsabteilung geleitet hat, bekam ich Einblick in das Geologie-Studium. Das Schöne war, dass es mich wirklich vom ersten Tag an fasziniert hat. An die erste Vorlesung kann ich mich besonders gut erinnern: Unser Professor hat in dieser Einführungsvorlesung gesagt, dass der Ozeanboden sehr jung sei, also nur rund 160 Millionen Jahre alt. Das fand ich spannend – ich hatte noch nie davon gehört, dass das sehr jung ist.

In der Vorbereitung für das Interview habe ich ein Video von einem Science Slam von 2018 gefunden, wo Sie sehr enthusiastisch mit Styroporplatten die Plattentektonik erklären. Und da habe ich mich dann gefragt, warum Sie, wenn Sie so viel Spaß an der Lehre haben, den Schritt in die Selbstverwaltung der Uni machen. Sie waren in Innsbruck im Senat, Sie waren dann später Vize-Rektor für die Lehre und jetzt Rektor der Uni Salzburg. Was hat Sie also dazu bewogen, diesen Schritt, weg von der aktiven Forschung und Lehre, in die Verwaltung zu gehen?

Ganz einfach gesagt: Weil sich mir diese Möglichkeiten geboten haben! Die Entwicklung vom Institutsleiter zum Senatsmitglied verlief relativ linear. Die Aufgaben, die ich in der Verwaltung übernommen habe, habe ich immer als Service

für die Universität verstanden, man kann an diesen Stellen sehr Vieles bewegen.

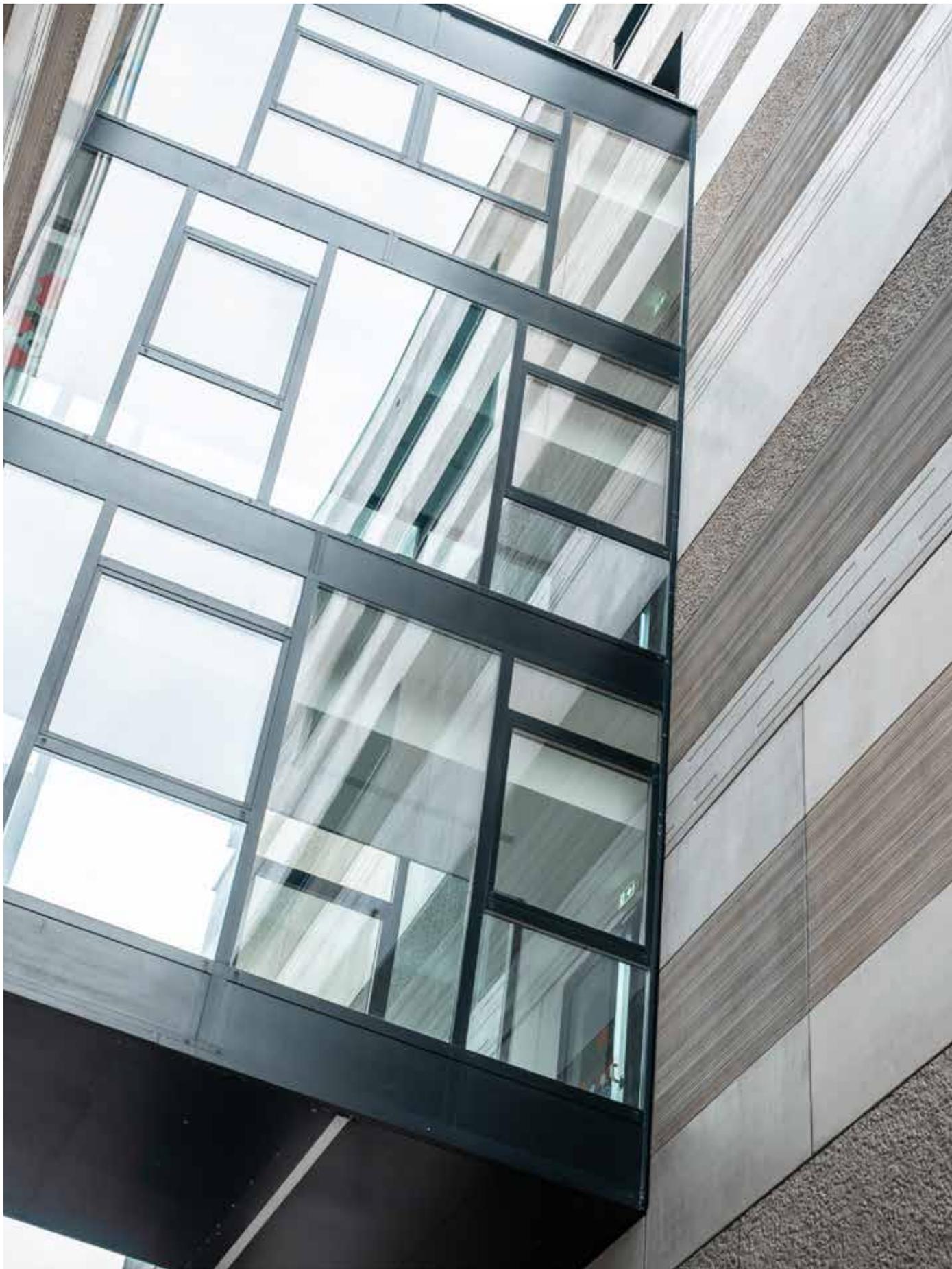
Natürlich war ich auch weiterhin in der Lehre aktiv. Schließlich bot sich mir die Möglichkeit des Vize-Rektorats für die Lehre. Wieder hatte ich es mit Lehre zu tun – aber jetzt aus einer ganz anderen Perspektive – und wieder hat es mir wahnsinnig viel Freude gemacht. Das tut es nach wie vor, auch in meiner neuen Funktion als Rektor.

Das Spannende an einer Volluniversität wie die Uni Salzburg ist die große Bandbreite an Fächern. Man setzt sich mit ganz unterschiedlichen Themen, Inhalten und Methoden auseinander. Dabei muss man zwangsläufig immer auch ein wenig an der Oberfläche bleiben, denn alles, was man aus den Fächern sieht und hört, ganz genau zu durchdringen, ist nicht immer möglich. Aber es fasziniert mich immer wieder! Vor allem reizt mich die Frage: Wie kann das alles gut zusammenspielen? Welche Unterstützungsmöglichkeiten curricularer Natur gibt es?

Außerdem versuche ich immer auch, die Dinge aus der Sicht der Studierenden zu betrachten. Dabei leitet mich die Frage: Was nützt den Studierenden? Was ist nicht nur gut für uns Lehrende – sondern vor allem auch für unsere Studierenden? Wie erleben die Studierenden ihr Studium, ihr Fach, die Lehre? Wie können sie sich so organisieren, dass sie gut zum Studienabschluss kommen und sich dabei ihre Begeisterung bewahren?

Im Interview mit den Salzburger Nachrichten haben Sie positiv bemerkt, dass die Uni Salzburg eine Volluniversität ist, mit der großen Bandbreite von den klassischen Buch- und Geisteswissenschaften bis hin zu den Naturwissenschaften. Warum haben Sie sich dann eigentlich für die Uni Salzburg entschieden? Weil das Bild der Uni in den letzten Jahren hinsichtlich der Rektorenfrage alles andere als positiv war. Dass man dann sagt, ich nehme die Aufgabe an, obwohl man nicht weiß, wie es ausgeht.

Es hat schon auch damit zu tun, dass ich gefragt wurde, ob ich mich bewerben möchte. →



Ich habe darüber nachgedacht – und natürlich gilt es, Pro und Contra sorgfältig abzuwägen. Nach der familieninternen Abklärung – unser Sohn geht noch in die Schule – hat sich gezeigt: Ja, das könnte durchaus eine sehr spannende Aufgabe sein. Natürlich hilft mir auch meine langjährige Erfahrung als Vizerektor und ich profitiere davon, dass ich den „Kosmos Universität“ aus ganz unterschiedlichen Perspektiven kennenlernen durfte.

Ich habe nur über die Medien mitbekommen, was da in Salzburg vielleicht gewesen ist. Tiefer ergründet habe ich es nicht. Universitäten sind Mikroorganismen, die nach ihren eigenen inneren Gesetzen funktionieren. Diese inneruniversitären Entwicklungen kann man aus der

Distanz eigentlich kaum beurteilen. In der Bewerbungsphase dachte ich mir: Ja, dann biete ich mich an. Und wenn das gewünscht ist, ist es gut so. Wenn nicht, dann passt's auch.

Es wurde weniger die inhaltliche Schwerpunktsetzung von Hendrik Lehnert kritisiert als seine Art der Kommunikation gegenüber den Fakultäten und dem Personal. Man muss in diesem Mikrokosmos Uni sehr viele Interessen ausgleichen; sehr viele Interessen unter einen Hut bringen. Wie würden Sie da Ihren bisherigen Stil beschreiben? Wie arbeiten Sie im Kontakt mit den Kollegen und Kolleginnen?

Ich habe versucht, das in meiner Inaugurationsrede zu thematisieren. Erstens einmal bin ich gern mit Menschen zusammen. Ich schätze unterschiedliche Meinungen und Perspektiven sehr – und finde es unglaublich spannend, sich über gegensätzliche Ansichten und Auffassungen auszutauschen. Oft gilt es einfach, gute Kompromisse zu finden. Das ist für mich das Prinzip einer Demokratie. Universitäten sind demokratische Einrichtungen – trotz des Universitätsgesetzes. Man kann es umsetzen, es leben und unter diesen Rahmenbedingungen dennoch Impulse setzen, Entwicklungen anstoßen und die Universität weiterbringen. Auch das finde ich sehr reizvoll. Es ist zwar manchmal ein bisschen anstrengender, weil man gelegentlich die eine oder andere Schleife mehr ziehen muss, aber irgendwie geht es dann schon.

Sie haben in den Interviews, die wir gelesen haben, immer sehr stark dieses gemeinschaftliche Entwickeln von Ideen und Lösungswegen thematisiert. Wie würden Sie Ihre Rolle in diesem Prozess im Vergleich zu den anderen Ämtern im Rektorat beschreiben? Also welche Rolle spielt da die Führungspersönlichkeit des Rektors und welche Stellung hat Autorität für Sie im Amt?

Es ist sicher so, dass ich mir einfach gerne Ideen anhöre, genauso wie ich selbst gerne Ideen einbringe. In meiner Rolle als Rektor ist das Besondere natürlich, dass ich die Letztentscheidung haben darf. Wenn sich ein Thema verdichtet und es gibt ein A, ein B und ein C, dann ist es meine Aufgabe, einen bestimmten Lösungsweg im Sinne der Universität zu wählen. Wenn man dann seine Gründe plausibel darlegt und gut argumentiert



© Scheinast

ren kann, warum eine bestimmte Entscheidung letztendlich die richtige ist, dann nimmt man auch die Leute mit. Ich sehe es grundsätzlich als meine Aufgabe an, eine Stimmung zu generieren, in der man Argumente offen austauschen, aber eben auch Begeisterung wecken kann.

Uns ist durch ÖH-Kolleg*innen und dem Vorsitz-Team bekannt geworden, dass Sie regelmäßige Treffen abhalten wollen und dass Sie da diesen Austausch sehr schätzen. Was erhoffen Sie sich, wenn Sie mit den Studierenden über die ÖH in Austausch treten?

Wie gesagt, das ist ja das Typische einer Uni: Es ist keine reine Forschungseinrichtung, sondern die Forschung wird in die Lehre übertragen. Wir haben hier Studierende und bilden die nächste Generation aus. Unsere Aufgabe muss es sein, die nächste Generation noch gescheiter zu machen, als wir es sind. Sonst macht das Ganze überhaupt keinen Sinn.

Das ist sehr schön auf den Punkt gebracht. Sie haben Ideen geäußert, zum Beispiel mehr in die Regionen zu gehen. Wie stellen Sie sich das dann konkret vor? Wie könnte man – es wird immer das Schlagwort Sichtbarkeit bemüht – Menschen die Uni näherbringen, die nicht studieren oder Universität nicht direkt auf dem Schirm haben?

Ich habe für mich schon feststellen dürfen, dass es hier wirklich sehr schön ist in Salzburg. Ein Vorteil ist auch, dass hier das Land und die Stadt gleich heißen – damit ist die Uni Salzburg automatisch die Uni der Stadt und des Landes. Das ist in Tirol und Innsbruck anders. Wichtig ist, wie wir mit diesem Vorteil umgehen: Wie gehen wir nach außen? Wir haben sehr, sehr viele schöne und spannende Formate, die ganz unterschiedliche Generationen ansprechen. Denken Sie an die KinderUNI oder auch die Tage der offenen Tür. Wir laden immer wieder zu uns ein und können mit unseren Angeboten ganz unterschiedliche Zielgruppen adressieren.

Allerdings müssen wir uns auch die Frage stellen: Erreichen wir mit unseren Formaten wirklich *alle*? Am Tag der offenen Tür zum Beispiel kommen diejenigen an die Universität, die sich ohnehin für ein Studium interessieren. Viele andere erreichen wir aber eben nicht. Deswegen

Unsere Aufgabe muss es sein, die nächste Generation noch gescheiter zu machen, als wir es sind. Sonst macht das Ganze überhaupt keinen Sinn.

braucht es Formate, in denen wir *out of the box* arbeiten und dorthin gehen, wo es „weh tut“. Wo wir unerwartete Settings, Situationen und Begegnungen herbeiführen können. Und das mit einer Haltung, in der wir nicht die Welt erklären, sondern vor allem erst einmal auch zuhören. Wir wollen hören: Was passiert da vor Ort in der Region? Was bekümmert die Menschen? Die Dinge sind dort oft – das muss man ehrlich sagen – anders. Das zeigen uns aktuell auch die Wahlergebnisse. Es gibt durchaus große und bemerkenswerte Unterschiede zwischen Stadt und Land. Hier müssen wir uns als Uni fragen: Wie vermitteln wir überzeugend, dass Wissenschaft uns *allen* guttut, und dass Forschung *allen* etwas bringt, auch denen, die nicht ganz nah dran sind. Wechselseitige Wertschätzung und gegenseitiges Zuhören – das halte ich in diesem Kontext für extrem wichtig.

Haben Sie etwas Ähnliches geplant mit den Studierenden, dass Sie vielleicht aktiv auf die Studierenden der Uni Salzburg zugehen und schauen, was für Probleme es gibt, was für Interessenlagen herrschen?

Das wäre mein Anliegen. Dazu gibt es die Formate des direkten Austauschs mit der ÖH. Es wird rein faktisch schwierig sein, dass ich alle Studierenden dieser Uni kennenlernen kann. Aber die Möglichkeit des Austausches anzubieten, das macht auf jeden Fall Sinn. Wir machen das gerne *gemeinsam* mit der ÖH, denn die Themen sollen ja vor allem die Studierenden interessieren. Nehmen wir das Thema „Wahlbeteiligung“ (Anm. d. Red.: Gemeint sind die ÖH-Wahlen, die heuer im Mai stattfinden), die abzuhalten unsere *gemeinsame* Aufgabe ist. Schließlich kann ich nicht nach außen kommunizieren, dass Demokratie total wichtig ist, und hier im Haus tut niemand mit. Wir sollten als Uni – wo immer möglich – das auch leben, was wir lehren.

→

Für Studierende ist es heute schwierig, in einer Zeit zu studieren, in der sie beim Studieneinstieg schon hören, dass sie mindestens fünf Fremdsprachen sprechen und in drei Semestern bis zum Doktor fertig studieren sollen, weil sie sonst nie eine Chance am Arbeitsmarkt habe.

Ich möchte auch noch einmal kurz auf das Interview mit den SN zurückkommen. Da haben Sie gesagt: „Zudem müssen wir die Uni so aufstellen, dass sie zur studierendenfreundlichsten Universität wird. Das ist schwierig bei den Rahmenbedingungen. Wir müssen aber das Bestmögliche auch mit unseren eigenen inneren Werkzeugen dazu beitragen.“ Was sind erstens diese Rahmenbedingungen, die schwierig sind, und was sind die inneren Werkzeuge, die man da ins Feld führen kann?

Die Rahmenbedingungen sind von außen vorgegeben. Für Studierende ist es heute schwierig, in einer Zeit zu studieren, in der sie beim Studieneinstieg schon hören, dass sie mindestens fünf Fremdsprachen sprechen und in drei Semestern bis zum Doktor fertig studieren sollen, weil sie sonst nie eine Chance am Arbeitsmarkt habe.

Es ist mir wichtig, für unsere Studierenden die bestmöglichen Rahmenbedingungen, aber auch ein inneres Verständnis dafür zu schaffen, dass es Freude macht, sich anzustrengen und sich für etwas zu begeistern. Man kann nicht jeden Schritt im Leben ganz genau vorausdenken und -planen. Wichtig ist es vielmehr, ein inneres Selbstbewusstsein zu ent-

wickeln und aus diesem heraus die Sicherheit zu gewinnen, dass es gelingen wird! Das kann die ganz großen Themen betreffen, wie die globale Klimafrage, genauso aber die kleinen Themen. Wie geht es mir jetzt, wie positioniere ich mich selbst?

„Studierendenfreundlich“ zu sein heißt aus meiner Sicht nicht, irgendwo einen Baum zu pflanzen oder billige Schokoriegel zu verkaufen. Studierendenfreundlich zu sein heißt auch, fordern und fördern, vor allem aber respektvoll und immer wohlwollend miteinander umgehen.

Wenn man diesen Gedanken fortführt, dann kommt man zu mehreren Widersprüchen. Eine Forderung, die oft laut wird, ist, dass die Universitäten sich nicht zu sehr verschulen sollten. Die Lehrpläne sollten so frei sein, dass man sein eigenes Interesse verfolgen kann und dass das auch bürokratisch einfach möglich ist.

Aber nichtsdestotrotz ist die Uni doch diesem Zwang ausgesetzt: Das Geld kommt mittels Studienplatzfinanzierung über die Abschlüsse herein. Wie kann man diesen Widerspruch überhaupt auflösen, wenn ich auf der einen Seite diesen wirtschaftlichen Zwängen unterworfen bin, aber auf der anderen Seite eine Uni im klassischen Sinne haben will, die die Studierenden zu individuellen oder autonomen Menschen macht?

Ich gehe einmal davon aus, dass die Studierenden hier sind, weil sie ihre Studien selbst gewählt haben, sich für Themen und Inhalte interessieren und fertig studieren wollen. Es gibt Elemente curricularer Natur, die dabei vielleicht Hindernisse darstellen. Diese müssen wir identifizieren und klar benennen, und zwar gemeinsam. Wir können dazu Zahlenmaterial erheben, aber die Übersetzung dieser Fakten in die Curricula benötigt letztendlich unser aller Engagement. Ich glaube, dass das gelingen wird, wenn wir von einem grundsätzlichen Interesse der Studierenden an ihren Fächern und ihrem Fort-

kommen ausgehen, und wenn es uns als Lehrende gelingt, Begeisterung weiterzugeben. Natürlich werden Sie Biolog*innen oder Archäolog*innen etc.; aber innerhalb der Studiengänge muss es eine Varianz geben, die ihre individuellen Stärken und Interessen fördert. Deshalb gibt es auch Überlegungen zur Einführung eines Major- und Minor-Modells

Und natürlich – und das ist jetzt der andere Punkt – ist auch Uni eben Uni, was heißt, dass wir auch daran interessiert sind, Sie in Ihrer Eigenverantwortung zu fordern und zu fördern. Sie sollen im Studium einerseits die besten Rahmenbedingungen und curricularen Möglichkeiten zur Ausgestaltung ihrer individuellen Interessen und Neigungen vorfinden und ihre Potenziale optimal entfalten, sie müssen andererseits dafür aber auch bereit sein, *Eigenverantwortung* zu übernehmen.

Sie haben ein sehr gutes Bild von Studierenden und haben auch schon gesagt, dass vielleicht das „offizielle“ Bild oder das Bild, das gerne mal in Medien kolportiert wird, eher negativ ist. Treffen Sie dieses Vorurteil öfter an, dass Sie dann sagen müssen, Studierende sind ja gar nicht so laut oder so lästig?

Ich habe ein positives Bild von Studierenden. Nicht aus professioneller Natur, sondern weil ich diese Erfahrungen gemacht habe. Aber in der Gesellschaft mag es antiquierte Vorstellungen geben wie etwa, dass Studierende immer nur Party machen, laut sind und nichts tun. Diesen Klischees sollten wir gegenarbeiten, beispielsweise indem wir Studierende – und da sind wir wieder beim Beispiel Regionalisierung – mit der Bevölkerung in Kontakt bringen.

Insgesamt muss ich sagen, dass es wirklich beeindruckend ist, was heute von Studierenden geleistet wird. So ein Curriculum ist ein unglaublich verdichtetes Setting. So durchgetaktet wie heute war das Studium früher nicht. Wir hatten mehr Zeit und haben damals nicht zwingend länger gebraucht oder kürzer.

→

© Luigi Caputo



Sie waren Vizerektor für Lehre in Innsbruck und in einem Imagevideo haben Sie betont, dass es Ihre Aufgabe ist, dass möglichst innovative und zeitgemäße Konzepte vorliegen sollen. Was können Sie da als Rektor machen, damit sich die Lehre insgesamt verbessert?

Das ist mein Lieblingsthema: Was ist denn gute Lehre überhaupt?

Sie können gerne sagen, was für Sie gute Lehre auszeichnet. Sie dürfen dann aber schon konkret auch werden.

Die einfachste Definition von guter Lehre ist: die eigene Begeisterung für das Fach zu übertragen, den Funken überspringen zu lassen! Ich habe die klare Vorstellung, dass eine Lehrveranstaltung immer auch zwischenmenschliche Beziehung

ist. Es ist aber *nicht* eine Beziehung der Lehrperson zur Studierendenschaft oder zum Auditorium, es sind *viele* Einzelbeziehungen. Stellen Sie sich einen Hörsaal mit 100 Studierenden vor, dann sind es 100 Einzelbeziehungen. In dieser Hundertschaft kann ich als Lehrender genau die eine Person finden, die ich mit meiner Begeisterung anstecke. Andere wieder werden meinen: „das ist jetzt aber nicht meins“. Deswegen braucht es den Mix und die Vielfalt an ganz unterschiedlichen Charakteren und Personen in der Lehre. In der Vielfalt gelingt dieses Andocken immer irgendwo. Die einen finden es dort gut, die anderen dort, und dann passt es. Jede*r muss sich in diesem zwischenmenschlichen Setting wiederfinden können.

Aber es sollte schon auch so sein, dass die Studierenden selbst ins Tun kommen. Ich finde, dass es heute nicht mehr gelingt, in einem curricularen Durchlauf aus Bachelor und Master inklusive Doktorat die gesamte Bandbreite eines Fachs abzubilden und zu vermitteln. Lehre ist somit keine Frage von „Was vermittele ich?“, sondern es ist eine Frage des Aktivierens, des Ins-Tun-Bringens. Gute Lehre weckt die Lust, zu verstehen. Als Studierender will ich ja nicht nur eine banale Prüfung machen, das wirklich Spannende ist es doch, zu verstehen und

die richtigen Fragen stellen zu können. Sie können eine Prüfung sehr gut abschließen, und trotzdem gehen Sie raus und wissen gar nicht mehr, worum es inhaltlich ging. Viel freudvoller ist es doch eigentlich, wenn Sie sagen können: Okay, war vielleicht doch nur eine Vier. Aber ich habe im Prüfungssetting diesen Aha-Effekt erlebt.

An diesen Punkt sollten wir kommen, gemeinsam.

Würden Sie sagen, weil Sie vorhin meinten, dass heutzutage alles sehr eng getaktet ist und auch viel mehr vorgedachte Inhalte präsentiert werden, dass es heutzutage unwahrscheinlicher ist, dass dieser Funke überspringt? Dass man vielleicht weniger sich Gedanken wirklich über den Inhalt macht, sondern eher stupide auswendig lernt?

Das ist eben genau die Frage des Vermittelns. Deswegen ist auch Präsenzlehre so wichtig. Einen Inhalt kann ich auch mit digitalen Angeboten super transportieren, klar. Aber das Individuum hinter dem Fach zu sehen und sich von ihm begeistern zu lassen, das ist etwas ganz anderes. Dazu kommt sollte von Studierendenseite das Verständnis dafür kommen, dass Sie, so wie Sie sagen, nicht nur für die Prüfungen. Sie lernen in erster Linie für sich. Das ist ein substanzieller Unterschied, den möglichst viele Studierende verstehen sollen. Natürlich geht es uns dabei immer auch um Qualität – diesen Anspruch haben wir alle an uns. Wir wollen uns schließlich nicht nur einen akademischen Titel an die Haustür nageln – wir sind alle hier, weil wir etwas wissen *wollen*.

Sie haben jetzt aus der Professorensicht gesprochen. Was für Möglichkeiten sehen Sie als Rektor? Wie kann man in dieser Position agieren, und wie kann man die Situation so entwickeln, dass das, was Sie jetzt gerade geschildert haben, für Lehrende möglich wird? Auch in den teils sehr unterschiedlichen Fachbereichen und Disziplinen?

Da sind jetzt wahnsinnig viele Fragen da drin – sehr schöne Themen. Wir haben in Österreich die universitäre Autonomie und können mit →



© Luigi Caputo

unserem Budget selbst eigene Schwerpunkte setzen. Andererseits müssen wir aber auch dafür Sorge tragen, dass die Grundfunktionen unserer Universität laufen. Das passiert in ganz unterschiedlichen Settings: Manche Studiengänge haben Zulauf aus sich selbst heraus. Andere Studiengänge, die naturgemäß weniger Studierende haben, müssen sich neu erfinden. Oft ist es so, dass wir gar nicht genau erklären können, warum manche Studiengänge gut angenommen werden, andere weniger. Vergleichen lässt sich das mit einem Phänomen aus der Gastroszene: Da machen zwei Lokale nebeneinander auf, eines ist immer rammenvoll und das andere so gut wie leer. Auf den ersten Blick versteht man gar nicht, warum das so ist. Und trotzdem – es braucht alle beide.

Unsere Universität Salzburg mit ihrem *gesamten* Fächerspektrum zu positionieren, ist unsere Aufgabe. Dabei hilft uns die Autonomie, die wir haben, selbstbestimmt zu handeln.

Wenn wir gemeinsam daran arbeiten, die kann die Universität als Wissensvermittlerin gut funktionieren. Gerade weil gute Lehre immer auch Beziehungsarbeit ist, ist es extrem wichtig, dass Studierende verstehen, dass ihre Lehrenden keine Roboter sind. Ein Dozent, eine Dozentin ist kein menschengewordenes Buch, sondern es sind Menschen, die gelegentlich auch ihre Momente haben, in denen sie vielleicht nicht so toll performen. Uns gegenseitig wohlwollend im Blick zu behalten, hilft uns in all' unserem Tun. Nehmen wir als Beispiel noch einmal das Prüfungssetting, grundsätzlich ist das ja eher ein unfeines. Aber auch in dieser Situation kann ich mir sagen: „Natürlich habe ich Lust, den Menschen, die mir gegenüber sitzen, zu zeigen, dass ich etwas weiß.“ Das wäre ein sehr motivierender Einstieg in die Prüfungssituation und eine gute Basis. Es muss ein gemeinsames Verständnis unseres Tuns geben: Wir sind *eine* Uni und wir wollen uns *miteinander* weiterentwickeln.

Sie haben diesen sehr illustrativen Vergleich gemacht: Sie sperren nebeneinander zwei Lokale auf und man kann dann nicht erklären, warum das eine funktioniert und das andere nicht. Auch bei Unis wird immer wieder von Sichtbarkeit gesprochen, die Uni braucht ein Profil usw.

Diesen Weg hat Hendrik Lehnert bei aller Kritik eingeschlagen. Man hat ihm zugutegehalten, dass er die Uni zukunftsfit gemacht habe, er habe ihr ein Profil verliehen. Wie wollen Sie auf diesem Fundament aufbauen?

Also diese Struktur, die wir vorgefunden haben, werden wir nicht ändern. Das müsste aus den Fachbereichen selbst kommen. Wenn dort mehrheitlich - oder im Ideal einstimmig - das Gefühl vorherrscht, dass noch Änderungen erforderlich sind, dann gibt es keinen Grund, dem entgegenzustehen. Aber ich sehe jetzt aus der Leitungslogik keinen zwingenden Bedarf, diese Struktur nochmal neu zu denken.

Grundsätzlich können Dinge immer wieder neu gedacht werden, vor allem, wenn es Einschleifverluste gibt. Aber ich glaube, im Moment geht es um andere Dinge, die man hier wirklich vorbringen muss: Die gemeinschaftliche Begeisterung für diese Uni zum Beispiel: Mit dieser Uni, an dieser Uni zu arbeiten, zu studieren, sie leiten zu dürfen. Diese Freude gilt es, in die Breite zu tragen!

Thema Studierendenstadt. In Innsbruck sind junge Menschen, darunter viele Studierende, viel präsenter in der Stadt. Es wirkt lebendiger. Haben Sie da in der kurzen Zeit, in der Sie in Salzburg sind, womöglich schon in Ansätzen bemerkt, warum das so sein könnte?

Salzburg hat viel mehr Plätze. Die Stadt ist räumlich ganz anders strukturiert als Innsbruck. Die Innsbrucker Altstadt ist verhältnismäßig klein. Wenn sich in dieser kleinen Altstadt 100 Leute aufhalten, dann wirkt das wahnsinnig voll. Wenn in Salzburg 100 Leute auf einem Platz stehen, dann wirkt es so, als ob niemand da wäre, es ist beinahe leer. Das macht schon etwas aus: In Innsbruck entsteht das Gefühl der Verdichtung und des Miteinanders wie von selbst.

Studierendenstadt bedeutet aber vor allem einmal, dass viele Studierende aktiv miteinander im Austausch sind. Wenn da jede*r nur seine*ihre eigene Vorlesung besucht, dann schnell zur anderen läuft und dazwischen nichts passiert, findet kein Austausch statt. Natürlich braucht es dafür Räume und Ressourcen. Aber es braucht nicht nur die *physischen* Räume, es braucht auch auf den Wegen dazwischen ein Aufeinanderzuge-

hen, ein Miteinander, das wir unabhängig von den räumlichen Gegebenheiten, selbst aktiv gestalten.

Dazu ein gutes Beispiel aus der Geologie: Wenn da eine Gruppe von 20 Leuten irgendwo am Berg herumläuft, und es sind noch andere Leute auf dem Wanderweg unterwegs, dann docken diese häufig an: Was macht's ihr da? Wieso ist das so? In solchen Situationen braucht man keine Umgebungslogik. Der Berg ist immer der gleiche. Aber trotzdem weckt die Tatsache, dass da jetzt ein paar Leute zusammenstehen und miteinander reden, das Interesse der Umwelt.

Fluch und Segen der Uni Salzburg ist, dass sie zum Teil in der barocken Altstadt untergebracht ist. Auf der einen Seite ist das natürlich sehr schön, aber andererseits fehlen die physischen Räume, die dann Studierende nutzen können, damit sich so etwas wie eine Gemeinschaft ausbildet oder ein reger Austausch stattfindet. Wie wollen Sie diese Baustelle angehen? Gibt es da schon Ideen?

Den Überblick über die gesamte Rauminfrastruktur habe ich noch nicht. Die Altstadt-Situation ist tatsächlich sehr interessant. Für mich hat sie deutlich mehr Vor- als Nachteile: eine Stadt, mitten in Europa, die Weltkulturerbe ist, die im Sommer von unzähligen Tourist*innen aus allen Ländern dieser Erde besucht wird. Und wir sind mittendrin. Dazu kann ich nur sagen: Irgendeine Glas-Uni auf die grüne Wiese stellen, das kann jeder. Aber so etwas, das können nur wir. Das ist eine ganz große Besonderheit dieser Uni, die man als Studierende schätzen sollte.

Vielleicht ist das zu Studienbeginn nicht immer so. Da fragt man sich als Studierender schon einmal: Wo ist denn dieses Haus überhaupt? Wieso haben wir uns jetzt schon wieder verlaufen? Das darf sein. Aber dieser Charme - Sie glauben gar nicht, wie viel mehr das mit Ihnen macht. Logisch, eine moderne Bibliothek kann irgendetwas schneller, und da sitzt man vielleicht auch mal feiner. Das sind sogenannte *hidden persuaders*. Die sind einfach da und die nimmt man mit, die machen aber kein Gesamtbild.

Wir müssen genau hinschauen, wo sich Räume bieten. Und im Hinterkopf behalten: ein Raum ist wirklich nur physischer Raum, mehr kann er nicht sein. Aber die Existenz eines physischen Raumes

Vielleicht ist das zu Studienbeginn nicht immer so. Da fragt man sich als Studierender schon einmal: Wo ist denn dieses Haus überhaupt? Wieso haben wir uns jetzt schon wieder verlaufen? Das darf sein. Aber dieser Charme - Sie glauben gar nicht, wie viel mehr das mit Ihnen macht. Logisch, eine moderne Bibliothek kann irgendetwas schneller, und da sitzt man vielleicht auch mal feiner. Das sind sogenannte hidden persuaders. Die sind einfach da und die nimmt man mit, die machen aber kein Gesamtbild.

ist noch keine Garantie dafür, dass sich Menschen in ihm treffen. Wichtig ist, dass die Studierenden aus sich heraus Räume besiedeln. Weil es um die Menschen geht, die sich austauschen, und die damit wieder andere neugierig machen.

Zum Abschluss würden wir noch gerne wissen, was für die nahe Zukunft geplant ist. Was für Projekte stehen an? Die Uni kann ein gewisses Plus im Budget verzeichnen, und hier zeigt sich doch ein gewisser Spielraum, der als Rektor erfreulich sein dürfte, um so in das Amt zu starten.

Eine Baustelle haben wir schon in Angriff genommen: das curriculare Thema Major-Minor-Modell. Da sind wir schon im Austausch mit dem Senat, der dafür zuständig ist. Das wird hoffentlich bald sichtbar werden. Anderes muss noch sondiert werden. Es gibt viele, viele Ideen, aber wir müssen irgendwo auch ganz konkret starten - und das gehen wir gemeinsam an!

Danke für das Interview!



Die Vollständige Fassung des Gesprächs kann auf der Webseite der uni:press (<https://unipress.oeh-salzburg.at/>) nachgelesen werden.



Von dem Produkt zum Prozess

SEMINARARBEITEN UND HAUSÜBUNGEN MIT CHATGPT

Der Text zeigt, wie Künstliche Intelligenz, insbesondere ChatGPT das Studium verbessern kann, indem ChatGPT als kreatives Werkzeug genutzt wird, um Forschungsthemen spannender und persönlicher zu gestalten. Anstatt sich nur auf das Endprodukt einer Seminararbeit zu fokussieren, wird der Lernprozess an sich mehr in den Fokus gestellt. Der Text inspiriert dazu, Themen mit Begeisterung anzugehen und neue Formate wie Podcasts oder Interviews auszuprobieren, um wissenschaftliche Arbeiten für ein breiteres Publikum und die Praxis relevanter zu machen.

Von Hannah Zischg

„Und dann hab ich das einfach mit ChatGPT gemacht- in 5 Minuten“ – diesen Satz höre ich immer wieder und nutze ChatGPT tatsächlich auch täglich und für alles Mögliche. Es ist super verlockend, es einzusetzen oder auch einfach mal „auszuprobieren“ – besonders bei Seminararbeiten oder Hausübungen. Aber was macht das eigentlich mit meinem Interesse? Steht dieser Weg nicht im totalen Widerspruch dazu, wie man sich das Studium an der Uni vorstellt? Als „Deep Dive“ in ein Thema, um genauer hinzuschauen, sich in der Bibliothek Bücher und Journals auszuleihen und intensiv von morgens bis abends mit „Coffee to go“ an einem Thema zu arbeiten?“

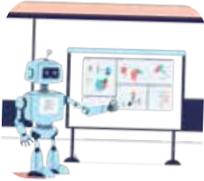
Künstliche Intelligenz (KI) ist tatsächlich aus unserem Alltag in der Uni nicht mehr wegzudenken, und auch wenn es ChatGPT mittlerweile schon zwei Jahre gibt, gibt es immer noch viele an der

Hochschule, die die Technologie am liebsten verbieten würden und einem Angst machen, dass es KI-Detektoren gibt, die das entlarven könnten. Ich frage mich: „Warum müssen wir als Hochschulgemeinschaft immer noch so auf das Endprodukt hinarbeiten?“

Wenn ich an meine bisherige Hochschulzeit zurückdenke, denke ich immer an den Weg dahin, an mehr oder weniger spannende Seminare und die Freundinnen und Freunde, die ich kennenlernen durfte, Vorbilder und Inspirationen, die ich ab und zu hatte, feiern, schöne Tage draußen in der Sonne vor dem Unipark. Es war der jahrelange Weg, der mich zu einem hoffentlich kritischeren Menschen gemacht hat. Und dieser Weg, der scheint mir auch für die Hochschule ein sehr wichtiger Prozess zu sein – und für die Motivation zur Auseinandersetzung mit Themen für die Studierenden. →

Die Top 9 KI-Tools für das wissenschaftliche Arbeiten

von Hannah Zischg (hannah.zischg@plus.ac.at)



Notebook LM

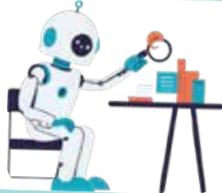
Recherche- und Schreibassistent; generiert Zusammenfassungen und ermöglicht Interaktion mit hochgeladenen PDFs, Podcasts aus Papers generieren

Link: notebooklm.google.com

SciSpace

Forschungsfragen stellen, PDFs hochladen, wissenschaftliche Artikel analysieren und verstehen; bietet "Co-Pilot" für wissenschaftliche Literatur

Link: typeset.io



Perplexity

Fragen stellen und Antworten mit Quellenangaben erhalten; kombiniert Websuche mit KI-Antworten

Link: perplexity.ai



Research Rabbit

Zeigt Zitationen zwischen Papers an, findet thematisch ähnliche Arbeiten und erstellt Visualisierungen von Forschungsnetzwerken

Link: researchrabbit.ai



Chat PDF

PDFs hochladen und Fragen stellen, Inhalte schnell durchsuchen und verstehen

Link: chatpdf.com

Quillbot

Texte paraphrasieren, zusammenfassen, Grammatik prüfen, Zitationsgenerator

Link: quillbot.com



DeepL Write

Übersetzung, KI-Assistenz, stilistische Verbesserung von Texten, Formulierungsvorschläge

Link: deepl.com/de/write

Paperpal

Texte in Englisch verbessern, wissenschaftliche Schreibweise optimieren, Grammatik- und Stilprüfung

Link: paperpal.com



Buzz Caption

Transkriptionen für Interviews (Audio zu Text) Open-Source-Tool (zum Herunterladen auf PC)

Link: github.com/chidiwilliams/buz



Blau: Recherche, Literatursammlung
Dunkles Blau: Literaturanalyse, Fragen zu den recherchierten Studien
Violett: Verbesserung, Korrekturlesen der Arbeit
Rosa: Hilfestellung beim Transkribieren von Interviews

Dieser Bezug des Themas zu einem selbst, zu eigenen Interessen, Praktika, Problemen, Erfahrungen machen ein Denken in einem „Bigger Picture“ möglich. Daraus dann Fragen abzuleiten und auch mal ChatGPT Fragen generieren zu lassen statt Antworten und zu sehen, wie viel eigentlich mit dem Interessengebiet verbunden ist; Unterstützung dabei, Forschungslücken zu erkennen, weiter zu recherchieren und aus verschiedenen Sichtweisen zu argumentieren (kann man auch super mit ChatGPT mit dem Prompt: „Stelle dir vor du wärst ein oder eine XX. Wie würdest du zu Thema XX stehen?“.) Wenn Seminararbeiten wirklich zum Herzensprojekt werden und man sie nicht nur für den Lehrenden schreibt (der es sich vielleicht mal grob durchliest), sondern vielmehr für eine große wissenschaftliche Community oder für Leute aus der Praxis, dann läuft dieser wissenschaftliche Prozess und diese Neugier zu forschen wie von selbst.

Und sich auch im Seminar auszutauschen und wirklich auch zu versuchen, die anderen vom Thema zu überzeugen, wie man auf das Thema gekommen ist und warum, was quasi die „Story“ bzw. der eigene Bezug dazu ist und auch welche Bücher und Journals gelesen wurden und was einem Neues aufgefallen ist. Ich nehme in der Zeit von „Digital Detox“ auch sehr gerne die Bücher, die mich inspirieren, für andere zum Reinschauen mit. Auch interaktive Auseinandersetzungen werden wichtiger, Präsentationen, Interviews mit Expertinnen und Experten aus dem Fachgebiet und auch beispielsweise Podcast-Formate. Wenn man etwa einen kreativen Podcast aus seiner Seminararbeit macht, wird der vielleicht gehört und hat einen größeren Nutzen für die Community.

Natürlich hat KI auch ihre Schwächen: ChatGPT liefert manchmal unsichere Quellen, oberflächliche Texte oder verliert nach längeren Gesprächen den Faden. Zudem generiert KI oft Inhalte, die plausibel klingen statt faktisch korrekt zu sein. Doch genau hier liegt eine große Lernchance: Studierende können lernen, diese Schwächen zu erkennen, kritisch mit den Vorschlägen umzugehen und die KI als Werkzeug zu hinterfragen. Ein gutes



Beispiel: Während des Schreibprozesses können Studierende KI-Konversationen dokumentieren und im Anhang ihrer Seminararbeit reflektieren. Welche Fragen haben sie gestellt? Welche Antworten waren hilfreich – und wo musste die KI korrigiert oder ergänzt werden? Diese Reflexion macht den eigenen Denkprozess transparent und zeigt, wie KI verantwortungsvoll genutzt werden kann.

Je digitaler unsere Welt wird, desto wichtiger ist es, Studierenden Freude an ihrem eigenen Lernprozess zu vermitteln. KI-Tools können dabei eine wertvolle Unterstützung sein – nicht als Ersatz für Originalität, sondern als Begleiter auf dem Weg dahin (ein Werkzeug, mit dem man im Dialog arbeiten kann). Lehrende und Studierende müssen gemeinsam lernen, diese neuen Möglichkeiten kreativ zu nutzen und so eine neue Lernkultur zu schaffen, die Theorie und Praxis miteinander verbindet. Das Ziel eines Seminars sollte nicht nur eine gute Seminararbeit, sondern ein tieferes Verständnis und eine Begeisterung für das eigene Thema sein – der Weg ist das Ziel! ➔

FÜR STUDIERENDE

- Nutze KI als Sparringspartner: Lasse dir Fragen stellen, statt nur Antworten zu erhalten.
- Konzentriere dich auf dein Interesse: Warum inspiriert dich das Thema?
- Arbeite mit interaktiven Formaten: Interviews, Podcasts oder Felduntersuchungen.

FÜR LEHRENDE

- Fördere die Dokumentation und Reflexion des Arbeitsprozesses (z. B. durch Journale oder Anhangsberichte).
- Schaffe Raum für Diskussionen über KI und ihre Grenzen – in der Lehre und Forschung.
- Setze auf prozessorientierte Bewertungen: Der Weg ist genauso wichtig wie das Ziel.

WICHTIGE FRAGEN IM PROZESS

- Warum fasziniert mich dieses Thema?
- Was ist meine eigene Meinung zum Thema?
- Gibt es persönliche oder berufliche Erfahrungen, die mein Interesse geweckt haben?
- Welche Problemstellungen oder Fragen interessieren mich?
- Was sagt die wissenschaftliche Literatur bzw. Experten und Expertinnen dazu?
- Welche Bücher, Papers usw. würde ich anderen empfehlen?
- Welche Relevanz hat mein Thema für mein Fachgebiet?
- Welche Methode passt zur meiner Untersuchung?
- Was möchte ich meinen Leser*innen mitgeben?
- Welche Ideen könnten andere Forschende oder Praktiker*innen aufgreifen?
- Welche Rolle hat ChatGPT in meinem Arbeitsprozess gespielt? Habe ich sie kritisch überprüft und eigenständig weiterentwickelt?
- Habe ich meine Eigenleistung klar von der Unterstützung durch die KI abgegrenzt und richtig zitiert?
- Wie präsentiere ich mein Thema anschaulich und nachvollziehbar?

RACIAL PROFILING

Rassistische Polizeikontrollen, auch „Racial Profiling“ genannt, bezeichnet die Praxis, bei der Strafverfolgungsbehörden Entscheidungen aufgrund von äußerlichen Merkmalen wie Hautfarbe, (angenommener) ethnischer Herkunft oder Religion treffen. In diesen Praktiken zeigt sich, wie tief struktureller und institutioneller Rassismus in gesellschaftliche Strukturen verwurzelt ist. Institutioneller Rassismus zeigt sich etwa in polizeilichen Routinen, die systematisch Angehörige bestimmter Gruppen benachteiligen. Es handelt sich hierbei nicht nur um individuelle Vorurteile, sondern um Muster, die durch Gesetze, Dienstanweisungen und gesellschaftliche Normen gestützt werden (Wa Baile et al., 2019, S. 11).

Die polizeiliche Praxis der rassistischen Polizeikontrolle verdeutlicht: Rassismus reproduziert gesellschaftliche Machtverhältnisse. Schwarze Menschen, People of Color und andere Minderheiten werden häufig als „anders“ oder „bedrohlich“ wahrgenommen. Diese Wahrnehmung stützt sich auf stereotype Annahmen, die historisch und kulturell verankert sind. So legitimiert Racial Profiling die Marginalisierung und Kriminalisierung dieser Gruppen. Gleichzeitig wird ihr Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen eingeschränkt (Golian, 2019, S. 178; Wa Baile et al., 2019, S. 10).

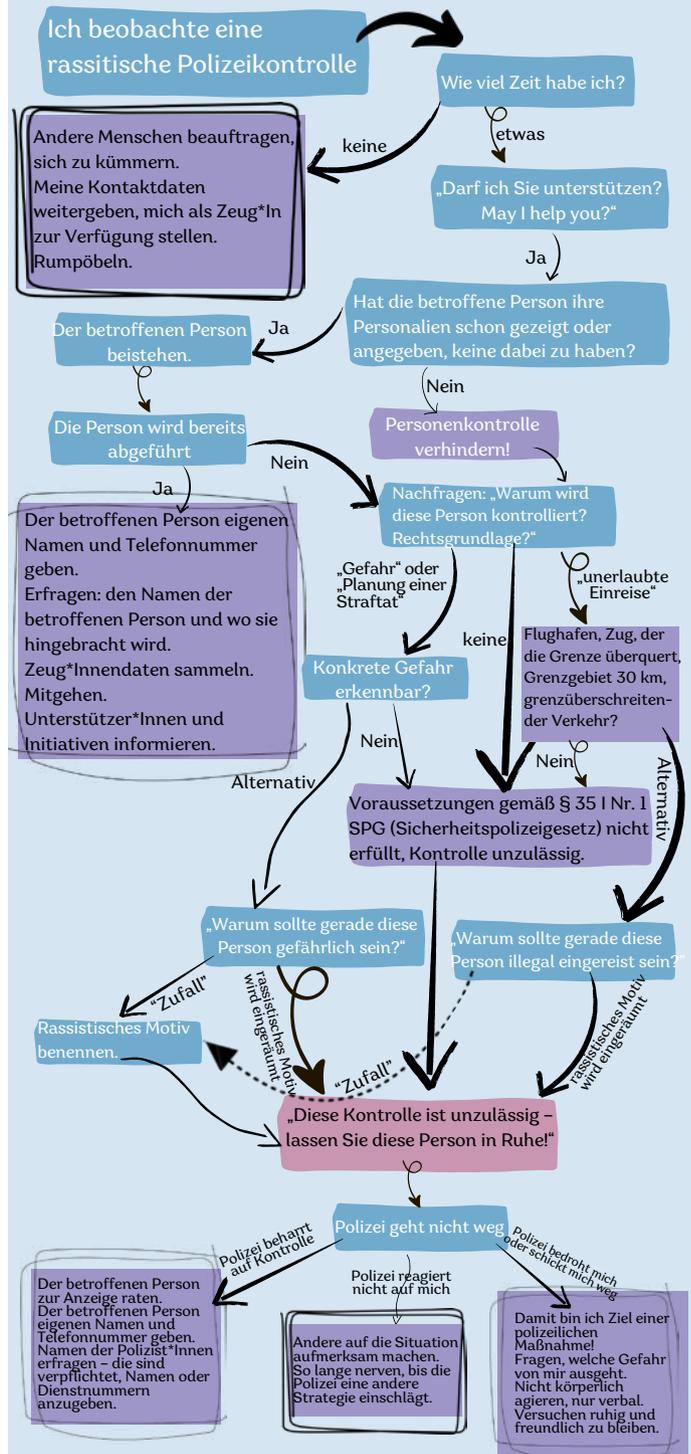
Obwohl rassistische Polizeikontrollen rechtlich verboten sind, bleibt es in vielen Ländern eine gängige Praxis. Beispielsweise mangelt es in europäischen Staaten häufig an systematischen Erhebungen, die diskriminierende Polizeikontrollen erfassen könnten. Das Vereinigte Königreich stellt hierbei eine Ausnahme dar, da es Daten zur ethnischen Zugehörigkeit bei Kontrollen systematisch erhebt (Wagner, 2021, S. 12). Diese Daten sind wichtig, um den Umfang von Racial Profiling zu dokumentieren und Gegenmaßnahmen zu entwickeln.

Neben den juristischen und sozialen Konsequenzen hat Racial Profiling auch psychologische Auswirkungen. Betroffene berichten von Demütigung, Ohnmachtsgefühlen und einem tiefgreifenden Verlust des Vertrauens in die Polizei. Langfristig führt dies oft zu sozialem Rückzug und einem Gefühl der Isolation (Wilopo et al., 2019, S. 100).

Rassistische Polizeikontrollen stellen also nicht nur ein Problem individueller Diskriminierung dar. Sie sind tief in gesellschaftlichen Strukturen und historischen Machtverhältnissen verankert. Eine wirksame Bekämpfung erfordert daher nicht nur rechtliche Sanktionen, sondern auch ein gesellschaftliches Umdenken, um die Normalisierung rassistischer Praktiken zu überwinden. ↗

RASSISTISCHE POLIZEIKONTROLLE* - WAS TUN?

Solidarisch Eingreifen!



WER WIR SIND:

→ Wir sind Pushback Alarm Salzburg, eine aktivistische Gruppe, die sich für geflüchtete Personen einsetzt. Unser Fokus liegt auf Pushbacks, also rechtswidrige Zurückweisungen von Schutzsuchenden. Es ist uns ein Anliegen, Bewusstsein dafür zu schaffen und damit zusammenhängende Probleme wie Racial Profiling zu benennen. Mit unserem Support Phone bieten wir eine anonyme und kostenlose Anlaufstelle für geflüchtete Personen. Zu unseren Aufgaben zählen z.B. die Begleitung zu behördlichen Terminen oder die Vermittlung von Anliegen an die jeweiligen Organisationen. Unser Ziel ist es, geflüchtete Personen sowie Verbündete anzusprechen, aufzuklären und Unterstützung zu leisten.

→ **Support Phone Salzburg:**
+43 688 64811929

Quellenangabe:

Golan, Schohreh (2019): „Spatial Racial Profiling. Rassistische Kontrollpraxen der Polizei und ihre Legitimationen.“ In: Racial Profiling: Erfahrung, Wirkung, Widerstand. Eds. Wilopo, Claudia S.; Eglil, Daniel; Höhne, Ellen; Vock, Florian; Wa Baile, Mohamed; Jurcevic, Rea et al. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Wa Baile, Mohamed; Dankwa, Serena O.; Naguib, Tarek; Purtschert, Patricia; Schilliger, Sarah (2019): Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand. Bielefeld: Transcript (Postcolonial studies, Band 31).

Wagner, Stephanie (2021): Racial Profiling im europäischen Raum. Diplomarbeit. Institut für Europarecht. Johannes Kepler Universität Linz.

Wilopo, Claudia S.; Eglil, Daniel; Höhne, Ellen; Vock, Florian; Wa Baile, Mohamed; Jurcevic, Rea et al. (2019): Racial Profiling: Erfahrung, Wirkung, Widerstand. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.

*Racial Profiling beschreibt die diskriminierende Verwendung von Zuschreibungen wie ethnische Zugehörigkeit, phänotypische Merkmale, nationale Herkunft u.a. als Grundlage für polizeiliche Identitätskontrollen oder Durchsuchungen ohne konkretes Indiz. * (zit. Kampagne Stop racial profiling).



Frauennotruf Salzburg 0662881100

FRAUENBERATUNGSSTELLE
bei sexueller Gewalt

SEXUALISIERTE GEWALT KANN JEDE TREFFEN



Unser Angebot ist:

- ✓ verschwiegen
- ✓ solidarisch
- ✓ kostenlos
- ✓ auf Wunsch anonym

WIR SIND FÜR DICH DA



Verlorene Zeit



„Verlorene Zeit“ – diese Phrase trägt eine melancholische Schwere in sich, als ob sie uns in dem Moment, in dem wir sie hören, dazu zwingt, überall das Unfertige und Unerreichte nachzudenken. Es ist der stille Schatten im Rücken eines jeden Menschen, der zwischen Terminen hastet oder in den langen Minuten des Wartens versinkt. Doch was ist verlorene Zeit wirklich? Ist sie für immer weg, wie Wasser, das durch die Finger rinnt, oder kann sie wiedergefunden werden? Können wir die Zeit jemals wirklich aufholen, oder tragen wir die Bürde des Verlorenen ein Leben lang mit uns?

Die moderne Gesellschaft ist besessen von der Zeit. In jeder Ecke unseres Lebens lauert die Uhr, die unaufhörlich tickt, und uns unermüdlich daran erinnert, dass jede Sekunde zählt. Termine, Fristen, Pläne – sie alle scheinen von uns einzufordern, jeden Moment mit Sinn zu füllen, als ob wir uns in einem permanenten Wettlauf mit der Zeit befänden. Wenn wir uns dem jedoch nicht beugen, uns treiben lassen, uns verzetteln oder

aufschieben, spüren wir oft den schmerzhaften Stich: „Was hätte ich in all der Zeit alles tun können?“ Aber ist diese Zeit wirklich verloren oder hat sie nur einen anderen, weniger offensichtlichen Wert?

Der französische Schriftsteller Marcel Proust widmete dem Phänomen der verlorenen Zeit sein literarisches Meisterwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. In diesem mehrbändigen Roman durchlebt der Erzähler unzählige Momente der scheinbar sinnlosen Zerstreuung, Momente, die in unserer modernen Sichtweise als verschwendet gelten könnten. Doch Proust zeigt, dass sich die Bedeutung eines Augenblicks oft erst rückblickend offenbart, wie der Geschmack einer Madeleine, der das ganze Universum vergangener Gefühle und Erinnerungen wachruft. Verlorene Zeit, so Proust, existiert nicht in der Form, wie wir sie verstehen. Es ist die Erinnerung, die sie wieder auferstehen lässt, vielleicht sogar in einer Form, die mehr Gewicht und Bedeutung hat als die ursprüngliche Erfahrung.

→



Doch was ist mit der Gegenwart, mit dem hektischen Alltag, der so oft von dem Gefühl begleitet wird, dass die Zeit uns entgleitet? Hier kommt eine zweite, pragmatischere Frage ins Spiel: Können wir verlorene Zeit irgendwie zurückgewinnen oder zumindest aufholen? Eine Frage, die weniger mit Literatur, sondern mehr mit der Realität zu tun hat. Die Antwort scheint zunächst klar: Ein verlorene Treffen, ein verpasster Flug, eine Gelegenheit, die an uns vorbeigezogen ist – all das lässt sich nicht rückgängig machen. Doch die Zeit, die verloren ging, könnte uns auf unerwartete Weise eine neue Perspektive auf das Leben eröffnet haben.

Manchmal wird Zeit ungewollt verloren. Ein schwerer Schicksalsschlag, eine Krankheit, vielleicht die plötzliche Arbeitslosigkeit – all das zwingt uns oft dazu, von einem bestimmten Weg abzukommen. Man spürt die Wucht des Verlusts, die Last der vertanen Stunden, Tage, vielleicht Jahre. Doch gerade in diesen Zeiten geschieht oft etwas Erstaunliches: Wir lernen, dass das Tempo unseres Lebens nicht immer konstant sein muss. Die Zeit kann sich dehnen, verzögern, sich selbst auflösen, nur um uns auf eine neue Weise zu begegnen. In dieser langsamen Zeit, die so oft als verloren betrachtet wird, entsteht manchmal die größte Transformation.

Die Physik bietet uns ebenfalls eine faszinierende Perspektive auf die Zeit. Albert Einstein stellte in seiner Relativitätstheorie fest, dass Zeit nicht absolut ist. Sie kann sich in Abhängigkeit von Geschwindigkeit und Gravitation verändern. Das bedeutet, dass Zeit, so wie wir sie erleben, formbar ist. Obwohl dies in erster Linie auf den kosmischen Maßstab zutrifft, könnte es metaphorisch verstanden werden: Vielleicht ist die Vorstellung, dass Zeit verloren geht, ebenfalls relativ? Was für den einen wie Stillstand erscheint, kann für den anderen eine Phase intensiven inneren Wachstums sein.

Für diejenigen, die in der modernen Welt nach Erfolg streben, nach beruflicher oder persönlicher Erfüllung, bleibt die Frage nach der verlorenen Zeit jedoch oft schmerzlich präsent. „Hätte ich doch nur...“, dieser Gedanke nagt an vielen. Doch wie oft wird uns klar, dass gerade die Umwege, die Momente des Zögerns oder sogar der

Faulheit, uns zu den größten Entdeckungen führen? Oftmals sind es nicht die geplanten, sondern die scheinbar nutzlosen Momente, die uns im Nachhinein am meisten prägen.

Natürlich gibt es auch die Seite, die verlorene Zeit in einem anderen Licht sieht – die Vorstellung, dass wir durch kluge Organisation, Disziplin und Planung die Kontrolle über unser Leben und unsere Zeit zurückgewinnen können. Bücher über Zeitmanagement, Kalender-Apps und To-Do-Listen sind der Beweis dafür, dass wir versuchen, die Zeit zu bändigen und verlorene Momente zu minimieren. Doch selbst in der strengsten Organisation kann uns das Leben überraschen und uns daran erinnern, dass es nicht nur darum geht, Zeit „effizient“ zu nutzen, sondern sie zu erleben – in all ihren Facetten, den guten und den schlechten.

Kann verlorene Zeit also nachgeholt werden? Die Antwort darauf hängt davon ab, wie wir Zeit wahrnehmen und was wir als „Verlust“ empfinden. Vielleicht ist es weniger eine Frage des Nachholens, sondern eine des Wiederentdeckens. Die Zeit, die wir verloren glauben, könnte nur darauf warten, dass wir einen anderen Blickwinkel einnehmen, sie in ihrer vollen Bedeutung erkennen und begreifen, dass sie nie wirklich weg war. Sie war nur in uns selbst verborgen, bereit, auf eine Weise lebendig zu werden, die wir noch nicht verstehen konnten.

Letztlich ist Zeit nicht etwas, das uns entgleitet. Es ist etwas, das uns begleitet, manchmal als leise Melodie im Hintergrund, manchmal als lauter Taktgeber unseres Handelns. Doch egal, ob wir sie als verloren betrachten oder nicht – sie formt uns, führt uns und zeigt uns immer wieder, dass sie mehr ist als nur ein strenger Zähler. Zeit ist Erinnerung, ist Gegenwart und Zukunft. Und vielleicht, nur vielleicht, ist sie nie wirklich verloren. ➤

→ Helmut Fraisl, 56 J., geboren im Waldviertel, Österreich, lebe heute in Deutschland. Als CEO und Inhaber von hf Foodservice Consulting bringe ich lebenslange, int. Erfahrung aus der Gastronomie und Industrie mit. Nach einem Burnout versuche ich mich gerade neu zu finden. Ich bilde mich aktuell an der PLUS 55+ weiter.

EINE ÖSTER- REICHISCHE MALAISE

*Im Nationalratswahlkampf inszenierte sich Herbert Kickl lustvoll als Volkskanzler, der den Willen des Volkes ins Parlament tragen wird. Leo Löwenthals Studie Falsche Propheten kann Aufschluss darüber geben, welche psychodynamischen Prozesse jenseits der manifesten Inhalte bei den Anhänger*innen in Gang gesetzt werden.*

Von David Mehlhart

Gut gedacht, schlecht gemacht

Als der FPÖ-Chef Herbert Kickl diesen Sommer bei einem Wahlkampfauftritt einen vom Leder zog und die Gäste der Eröffnung der prestigeträchtigen Salzburger Festspiele allesamt als „Heuchler“ und „Inzuchtpartie“ verunglimpfte, ließ die Empörung nicht lange auf sich warten. Vom Salzburger Landeshauptmann Haslauer, immerhin in einer Koalition mit der FPÖ, abwärts hagelte es Kritik. Gert Korentschnig mutmaßte im Kurier, dass Kickl gegen die Festspiele und das Publikum wettete, da dieser als Populist nicht sehen will, was Kunst und Kultur eigentlich ist, nämlich eine „Schule des Selbstdenkens und der

Nuancen“. Karoline Edtstadler interpretierte den Sager auf der diskursiven Metaebene und sah die metaphorische Maske Kickls fallen, das zum Vorschein Kommende sei eines „politischen Repräsentanten nicht würdig“.

Die Wortmeldungen von Korentschnig wie auch von Edtstadler können als symptomatisch für den Umgang mit Rechten und Rechtsextremen in der österreichischen Öffentlichkeit betrachtet werden und zeigen auf, in welche Sackgassen sich berechnete Kritik bisweilen selbst hineinmanövriert. Gemein ist den beiden Aussagen, dass sie versuchen, Kickls Ausfällen auf einer sachlichen Ebene zu begegnen und

ihr auf dieser rationalisierend entgentreten wollen. Der Inzucht-Sager ist in dieser Kommunikationsmatrix einerseits verwerflich, weil er etwas angreift, in dem Fall die Salzburger Festspiele, das von einem (links-)liberalen Standpunkt als schützenswert erscheint; zum anderen verliere Kickl in seinem blinden Furor – Edtstadler legt das durch das Bild der fallenden Maske nahe – die Beherrschung und verstößt so gegen die Etikette des politischen Betriebes, die im Zweifelsfall die Form höher schätzt als den Inhalt. Mit Blick auf die jüngere Geschichte der ÖVP plump gesagt: Rassistisch? Ja, gerne, aber bitte ohne zu einschlägige Wortwahl.

→





Dass diese Versuche des Entlarvens und Bloßstellens nicht gefruchtet haben, wurde spätestens am 29. September ersichtlich, als die FPÖ mit knapp 29% als erste über die Ziellinie ging. Das Scheitern dieser Taktik lässt sich auch jenseits von Österreich feststellen. Wenn Politiker wie Donald Trump etwa lang und breit den Klimawandel abstreiten und mit krudesten Hörensagen-Anekdoten rassistisch Stimmung machen, werden weder er selbst noch seine eingeschworenen Anhänger*innen zu der Einsicht gelangen, dass die Erderwärmung womöglich doch mit dem CO₂-Ausstoß zusammenhängt und dass Migrant*innen aus Haiti keine Haustiere essen, wenn man sie mit entsprechenden wissenschaftlichen Belegen oder Recherchen konfrontiert. Noch ehe der entsprechende Faktencheck publiziert ist, werden schon etliche weitere Lügen und Falschmeldungen fabriziert. Auf Dauer also eine Taktik, mit der man zwangsläufig ins Hintertreffen gerät.

Kritik jenseits des Faktenchecks

Dass der Versuch, inhaltlich auf rechts-extreme Agitation zu reagieren, zu einem Kampf gegen Windmühlen werden kann, erkannte der Soziologe Leo Löwenthal schon vor über 75 Jahren. In seiner 1949 veröffentlichten Studie *Falsche Propheten* unternahm Löwenthal, der neben Theodor W. Adorno und Max Horkheimer zu den Begründern der Kritischen Theorie zählt, den Versuch, die Äußerungen faschistischer Agitatoren in den USA der 1930er und 1940er Jahre zu analysieren. Löwenthal war dabei der Ansicht, dass weniger der manifeste Gehalt des Gesagten

Dass diese Versuche des Entlarvens und Bloßstellens nicht gefruchtet haben, wurde spätestens am 29. September ersichtlich, als die FPÖ mit knapp 29% als erste über die Ziellinie ging.

ausschlaggebend für die Wirkung auf die Zuhörer*innen war, als vielmehr der latente Inhalt der rassistischen, antisemitischen und antidemokratischen Tiraden, die er aus Flugblättern, Radioansprachen und öffentlichen Reden für seine Studie zusammentrug.

Anhand der Prämisse, dass Aussagen einen offensichtlichen, also manifesten Gehalt haben können, daneben aber auch einen latenten und auf den ersten Blick nicht unmittelbar wahrnehmbaren, lässt sich Löwenthals theoretisch-methodologischer Rahmen erkennen. Ein Spezifikum der Kritischen Theorie war und ist es, marxistisch-materialistische Gesellschaftskritik mit den zentralen Einsichten der Psychoanalyse zu verquicken, um so Phänomenen der im Entstehen begriffenen Massengesellschaften und der Kulturindustrie adäquat begegnen zu können. Löwenthal hält daher zu Beginn der Studie fest, dass er „Agitationsphänomene als Manifestation tiefliegender sozialer und psychologischer Trends“¹ versteht. Löwenthal zufolge versteht der Agitator wie kein Zweiter, das vage Unbehagen

seiner Zuhörer*innen gezielt anzusprechen und zu reizen. Dieses diffuse Unbehagen, Löwenthal verwendet dafür den Begriff „Malaise“, ist aber gesellschaftlich bedingt. Es ist nicht einzig allein die Korruptierbarkeit oder gar die Ungebildetheit der einzelnen Menschen, die sie empfänglich machen für faschistische Propaganda, sondern vielmehr muss man diesen Umstand als eine Auswirkung auf eine feindlich einggerichtete Gesellschaft verstehen.

Die Pointe bei Löwenthal besteht nun darin, nicht einfach reaktionär gesinnten Menschen nach dem Mund zu reden und ihre Sorgen für bare Münze zu nehmen, sondern zeigt die Qualität der Verbindung zwischen dem gesellschaftlichen Außen und dem psychischen Innen bzw. die Wechselwirkung auf. Zwar weist das soziale Unbehagen, die Malaise, tatsächlich auf gesellschaftliche Realitäten hin, doch zugleich verschleiert und verzerrt es diese. Dieses Unbehagen ist weder eine bloße Illusion des Publikums noch eine reine Erfindung der Agitatoren, sondern vielmehr ein Symptom einer bedrückenden Situation. →

Helfen kann nur ein Volkskanzler, der wieder für Zucht und Ordnung sorgt.

Konkret geht es um Unabwägbarkeiten und Zwänge, die der Kapitalismus den Menschen aufnötigt: Sorge um den Arbeitsplatz, Angst vor Obdachlosigkeit, Verlust von Autonomie. Löwenthal hält für die Malaise fest, dass „[i]hr psychologischer Gesamteffekt einem chronischen Leiden [ähnel], einem nicht genau definierbaren ständigen Unbehagen, das ein Eigenleben entwickelt und dessen Quelle unbekannt bleibt.“² Löwenthal spinnt diese medizinische Analogie weiter, wenn er die Malaise mit einer Hautkrankheit vergleicht. Anstatt nun nach einer langfristigen Therapie zu suchen, also die Wirkungsmechanismen einer kapitalistischen Gesellschaft offenzulegen, um so aufzuzeigen, dass eben nicht Juden oder Jüdinnen, Migrant*innen oder sonstige Minderheiten schuld an den als belastend empfundenen Umständen sind, empfiehlt der Agitator das Kratzen. Dieser „irrationale Akt der Selbstverstümmelung“³, wie Löwenthal es nennt, verschafft aber nur kurzfristig Linderung. Denn Faschistische Agitatoren versuchen nicht, das Gefühl der Desorientierung zu überwinden, indem sie Probleme mit ihren Ursachen in Verbindung bringen und so rationale Lösungen ermöglichen.

Stattdessen zielen sie darauf ab, Orientierungslosigkeit und Ohnmachtsgefühle weiter zu verstärken. Auf lange Sicht wird ein Erkennen der wahren Ursachen systematisch hintertrieben. Eine derartige verquere „Gesellschaftsanalyse“, wie der Agitator sie pflegt, die vermeintlich Schuldige, aber keine strukturellen Ursachen kennt, mündet früher oder später im Pogrom.

Eine österreichische Malaise

Vieles von dem, was Löwenthal in den 1930er und 1940er Jahren analysierte, wirkt erschreckend vertraut. Umso bedrückender ist, dass die methodologisch und konzeptionell äußerst innovative und originelle Studie Falsche Propheten in der öffentlichen Diskussion ein derartiges Schattendasein führt. Zwar wird sie immer wieder aus dem Regal gekramt, erleidet aber bei der Rezeption ein ähnliches Schicksal wie viele Werke der Kritischen Theorie: Ein paar markante Sätze, Stichwort „kein Richtiges im Falschen“, werden herausdestilliert, die zentralen Einsichten, dass die Gesellschaft immer noch kapitalistisch verfasst ist, werden geflissentlich vergessen.

Solange man Kickl vor diesem Hintergrund lieber triumphierend als rechten Reaktionär überführt (als wäre das eine Neuigkeit) und ihn als Flegel stilisiert, weil er die Gäste eines Kultur-events vordergründig biologistisch als „Inzuchtpartie“ bezeichnet, bleibt einem die latente und oftmals wirkmächtigere Ebene seiner Tiraden versperrt. Zuhörer*innen von Kickl, egal ob bereits

eingefleischte FPÖler*innen oder Sympathisant*innen, dürfte viel mehr der Subtext interessiert haben. Angekommen sein dürfte viel eher, dass Österreich von moralisch verkommenen Menschen gesteuert werde, denen das Wohlergehen des Volkes herzlichst egal sei. Nicht nur bedient Kickl damit eine diffuse Elitenkritik, die vor allem während der Coronapandemie ihre Blüten trieb und nicht selten in blanken Antisemitismus mündete, sondern lieferte im Zuge des Wahlkampfes auch gleich die Lösung mit. Helfen kann nur ein Volkskanzler, der wieder für Zucht und Ordnung sorgt.

Löwenthal hält am Ende von Falsche Propheten nüchtern fest, dass eine detaillierte Analyse von rechter und faschistischer Agitation nur schwerlich deren Reiz zerstört oder gar eine politische Gegenstrategie offenlegt. Zumal die Spezifika jeder Epoche berücksichtigt werden müssen. Nichtsdestotrotz ist eine derartige Auseinandersetzung mit Agitation, die die strukturellen gesellschaftlichen Gründe einerseits und deren irreführende Auslegung durch den Agitator andererseits im Zusammenspiel betrachtet, ein „nicht unwesentlicher Teil Schritt zu ihrer Verhütung.“⁴ ↗

[2] Leo Löwenthal (1982 [1949]): Falsche Propheten. Studien zur faschistischen Agitation. In: Ders.: Schriften 3. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 11–160, S. 12.

[2] Ebd., S. 30.

[3] Ebd., S. 31.

[4] Ebd., S. 152.

Polinnen in Salzburg

IHRE GESCHICHTEN

Im Zuge meiner Recherche für einen Beitrag der Radiofabrik durfte ich interessante Gespräche mit starken, polnischen Frauen in Salzburg führen. Jede hat eine andere Geschichte und Mission in Salzburg.

Von Buchegger Clara

Hier einige Ausschnitte der Interviews, Anekdoten und Geschichten

Elżbieta „Ela“ Tabaka

ist Professorin an der Paris Lodron Universität in Salzburg und unterrichtet Polnisch. Zum ersten Mal war sie im Jahr 1990 in Salzburg als Au-pair mit dem Ziel, Deutsch zu lernen. Dort und in Wien lernte sie insgesamt drei Jahre lang Deutsch. Anschließend an die Rückkehr nach Polen arbeitete sie 21 Jahre lang als Deutschlehrerin, bis sie sich entschloss, Polnisch als Fremdsprache zu unterrichten. In Salzburg ergab sich für sie rein zufällig die Chance, an der Universität zu arbeiten, und aus einem Semester wurden dann Jahre, bis heute. Durch ihre Position als Professorin fand sie schnell Anschluss und freute sich auf den Kontakt mit Salzburgerinnen und Salzburgern. Die polnische Gemeinschaft vor Ort unterteilt sie in zwei Gruppen: Polinnen und Polen, die schon länger hier leben und arbeiten und jene, die nur zum Arbeiten anreisen

und am Wochenende nach Hause fahren. Obwohl die ortsansässige Community klein ist, seien sie sehr aktiv und gut organisiert. Häufig würden sie Events veranstalten, vor allem kulturelle. Dazu zählen etwa die von Ela jährlich organisierte Slawistik-Filmreihe im „daskino“, Lesungen im Literaturhaus und Veranstaltungen der polnischen Schule. In ihrem Polnischunterricht trifft Ela auf ganz unterschiedliche Menschen: polnische Muttersprachlerinnen und Muttersprachler, die sich für ein Slawistikstudium entschieden haben, Studentinnen und Studenten mit polnischer Herkunft, welche die Sprache nie gelernt haben, Menschen, die sich für Polen als Land und die polnische Kultur interessieren, Spontanverliebte, die aus einem Polenurlaub zurückkehren und jetzt begeistert sind, sowie jene die Polnisch der Liebe wegen lernen wollen. Obwohl Ela die oft fleischlastige polnische Küche →

Was die Polen im Ausland auszeichnet: sie sind ziemlich gut organisiert. Egal, wo die Polen sind, sie versuchen irgendetwas zu organisieren, zu veranstalten, eine organisierte Gruppe zu bilden, die sich dann gegenseitig unterstützt und versucht, ihre polnische Seite zu pflegen.

als Vegetarierin nicht unbedingt vermisst, betont sie das bessere Angebot an veganen und vegetarischen Restaurants in Polen. Manche Produkte seien auch schwierig in Österreich zu bekommen, wie zum Beispiel die viel lieber verzehrten Bohnen und Rote Beete, sowie gerösteter Buchweizen. Ela beschreibt die Polen: „Familiär auf jeden Fall. Die Familie ist sehr wichtig. Was die Polen im Ausland auszeichnet: sie sind ziemlich gut organisiert. Egal, wo die Polen sind, sie versuchen irgendetwas zu organisieren, zu veranstalten, eine organisierte Gruppe zu bilden, die sich dann gegenseitig unterstützt und versucht, ihre polnische Seite zu pflegen. Man will zeigen, dass man aus Polen kommt, dass die Polen da sind, und etwas organisieren.“

Anna Beata Kaniecka

ist Vorsitzende und Schaffende des polnischen Kulturvereins Salzburg, zu dem die Polnische Schule Salzburg / Szkoła Polska im. Ignacego Jana Paderewskiego gehört. Im Jahr 2018 gründete sie die Szkoła Polska, kurz vor dem 100-jährigen Jubiläum der polnischen Unabhängigkeit. Damals wollte Anna Kaniecka für ihre Tochter eine Schule finden, in der sie Polnisch lernen könnte. Nachdem es eine solche noch nicht gab, gründete sie ganz einfach die nun dritte polnische Schule in Österreich. In der

Schule wird neben der Sprache auch polnische Literatur, Kultur, Geschichte und Geografie vermittelt. Die Kinder können schon früh starten: in der Altersgruppe 0 bis 3 Jahren wird unter Einsatz von Musik gelernt und viel gespielt. Momentan gibt es 31 Schülerinnen und Schülern, viele davon aus gemischten Familien, die Polnisch als Fremdsprache lernen. Mittlerweile können sich auch Erwachsene zum Sprachunterricht anmelden. Das Lehrerteam arbeitet gerne dort und betont: „Es ist wichtig für die Kinder zu wissen, wo sie und ihre Eltern herkommen.“ Die Eltern sind begeistert, man fühle sich wie in Polen und würde gerne diese Chance nutzen, den eigenen Kindern Wissen über Polen näher zu bringen, was sie so in Salzburgs Schulen nie lernen würden. Auch die Kinder freuen sich auf den Unterricht, was ich persönlich bei meinem Tag in der Szkoła Polska mitbekommen durfte.

Die Tür öffnet sich in der Rainerstraße 27 und Anna Kaniecka weist den Weg nach Polen. Dort wird Polnisch gesprochen, es spielt polnische Musik und in der Küche steht polnischer Kuchen bereit. Der Samstag startete mit der kleinsten Gruppe, die durch Gesang und Tanz den Herbst begrüßten. Im Anschluss folgte die feierliche Aufnahme der neuen Schülerinnen und Schüler. Sowohl Kinder als auch Eltern mussten einen Schwur ablegen und dann wurde →





gemeinsam die Nationalhymne Polens gesungen. Zum Abschluss durfte ich noch in den Unterricht hineinschnuppern: Polnisch für die ganz Kleinen, für Fortgeschrittene sowie Sachkunde auf Polnisch, Thema diesmal: Was passiert eigentlich, wenn sich die Jahreszeit ändert? Danke für den Samstag!

Małgorzata „Meg“ Postrożny

Ist ehemalige Studentin und arbeitet nun als Digital Product Designer in Salzburg. Vor ein paar Jahren kam sie als Erasmusstudentin nach Salzburg und beendete ihr Studium hier. Angezogen wurde sie von den Alpen, der Nähe zur Natur, sowie der angenehmen Größe der Stadt. Meg ist eine sehr offene Person, die auch gerne Leute auf der Straße anspricht, besonders, wenn sie Polnisch hört. Nicht alle Polinnen und Polen freuen sich darüber, aber schwieriger ist es wohl mit den Einheimischen. Ist ja auch nicht so leicht mit den Österreicherinnen und Österreichern: vor allem der Humor sei anders und sie könne Witze auch nicht übersetzen, geschweige denn in der Fremdsprache gelungen rüberbringen. Trotz Deutschkursen fällt die Kommunikation aufgrund des Dialekts schwer, doch die Sprachbarriere ist wohl nicht die höchste. Laut Meg seien Österreicherinnen und Österreicher nett, doch hätten sie scheinbar ein Problem damit, sich auf tiefere Freundschaften einzulassen, sie hielten die Menschen gerne auf Distanz. Dadurch ergibt sich das Gefühl für Meg, nicht hundertprozentig Teil der Gesellschaft zu sein. Ihre Kultur zu teilen ist für sie wichtig und es hilft ihr auch, so die österreichische besser zu verstehen.

Zum Abschluss erzählt sie noch eine Geschichte: Mit dem direkten Nachtzug Salzburg – Krakau fährt Meg so oft sie kann nach Hause. Von den Eltern bekommt sie dann immer Einmachgläser voller polnischer Köstlichkeiten mitgeschickt, zum Beispiel Sauerkraut und Pilze, und hat somit bis zum nächsten Besuch ausgesorgt. Die Gläser und auch die Menschen, die diese Tradition der Essensmitnahme weiterführen, nennt man im Polnischen humorhaft „słoiiki“, also ‚Gläser‘.

Asia Janczewska

Kam 2020 nach Österreich als Erasmusstudentin. Jetzt lebt sie in Salzburg und arbeitet im Bereich

Sport- und Eventmarketing. Lange wohnte sie in einer WG mit zwei Österreichern, „da ging die Integration schneller“, wie sie bemerkt. Ursprünglich kommt Asia aus Warschau und als wahres „Citygirl“ ist Salzburg fast klein für sie. Zwischen den beiden Städten liegen Welten, aber, eindeutiger Punkt für Salzburg: die Nähe zur Natur. Asia arbeitet in einer „internationalen“ Firma, nämlich zusammen mit Menschen aus Österreich und aus Deutschland. Für sie sind die Polinnen und Polen vor allem eines: gastfreundlich. Sie wollen Bekannte gerne nach Hause einladen, nicht wie in Österreich ins Kaffeehaus. Zwischen Österreich und Polen sieht sie aber trotzdem keine großen Unterschiede: „Es ist einfach, hier zu wohnen. Die Arbeitskultur und Universitätskultur ist ähnlich, genauso wie Rituale und Traditionen.“

Schon ab der zweiten Klasse Volksschule lernte Asia Deutsch und sprang mit ihrem „Schulhochdeutsch“ mit 18 Jahren gleich ins kalte Wasser bei einem Skilehrerkurs in Tirol. Seit jeher lernt sie „Deutsch in Österreich“. Die Sprache brauchte sie dann sowohl fürs Studium als auch jetzt täglich in der Arbeit.

Obwohl Asia weiterhin Bücher auf Polnisch liest, Filme und Serien schaut und mit Freunden und Familie telefoniert, kommt die Sprache im Alltag doch manchmal ein wenig zu kurz. Wenn sie nach Hause fährt, meinen ihre Eltern „Du sprichst ja immer noch sehr gut Polnisch!“. Woran die Polinnen und Polen denken, wenn sie Österreich hören? „Skifahren! Ein schönes Land für Urlaub, wo es immer grün oder schneebedeckt ist und alle jodeln.“, erzählt Asia. ↗

→ Für alle meine Interviewpartnerinnen ist ihr Heimatland Polen wichtig und sie sprechen mit Stolz darüber, dass sie Polinnen sind. Elżbieta Tabaka und Anna Kaniecka beschäftigen sich im Berufsleben mit ihrer Herkunft und der polnischen Kultur, Meg Postrożny und Asia Janczewska hingegen im Privaten. Ich bedanke mich für die interessanten und netten Interviews! Mein Radiobeitrag zum Thema „Polen in Salzburg“ wird nach Fertigstellung auf der Website www.radiofabrik.at zu hören sein.

BEHIND THE MASK

➤ the battle for authenticity in a performative world

Are we the roles we play or the truths we suppress? Find out how societal masks – across philosophy, art, and social media – both conceal and reveal the essence of who we are.

By Jovana Stojanovska

If we were to think about what we wear most often when we step into the world, we would conclude that masks are omnipresent. No matter if they have been crafted by society, fears, desires, or ambitions, they are definitely omnipresent in our daily lives. At the same time, these masks are not just mere disguises but actual mirrors that reflect who we wish to be or who we must be in order to belong. So literally, they conceal. Metaphorically, they tend to reveal the tension between our true selves and the roles we play. All of these layers moti-

vate a question – are we defined by the words we speak or the actions we take? And if we were to assume that it is the actions that shape us, which ones are more significant – the ones born out of love, seeking to connect and for affection or those driven by hatred, jealousy, greed? Ultimately, which ones are more defining of the soul? And how do the masks fit into all of this?

In order to start seeking for answers, I shall start with examining Marx's 'Charaktermaske'. Karl Marx's concept of

the Charaktermaske (character mask) puts forward the idea that individuals adopt roles which have been imposed on them by societal structures, especially the economic system. In capitalist systems, a person's identity is reduced to the role they play in the economy – worker, capitalist, consumer, or manager. These roles end up having the same effect as masks – they are not reflective of one's true self. Therefore, the Charaktermaske ends up dehumanizing the individual, since it reduces the complexity that we as human beings →



Parents tend to wear the mask of being strong for their children, while suppressing their fears and vulnerabilities. This ends up preventing them from expressing their true feelings as they must conform to what society deems acceptable.

naturally possess, to a singular function, and creates a disconnect between one's authentic self and the persona that must be adopted to navigate societal expectations. Moreover, the consequences of the Charaktermaske are individuality being erased and conformity being forced in a system that prioritizes productivity and profit over humanity. Marx does not perceive the Charaktermaske as something innocent, quite on the contrary – the Charaktermaske is there to uphold the systems of power and inequality that demand conformity and hide exploitation. Having said this, this concept does not have to be strictly tied to the economic system since also societal structures tend to impose expectations as well. For example, parents tend to wear the mask of being strong for their children, while suppressing their fears and vulnerabilities. This ends up preventing them from expressing their true feelings as they must conform to what society deems acceptable. It is evident that Marx's Charaktermaske is deeply ingrained in human life since the everyday roles we play are not chosen by us and instead are shaped by external forces.

On a completely different note, Ernest Hemingway had a very unique way of embedding himself within all of his characters – they all carried his emotional truth which allowed him to confront and shape his identity through fiction. But was this identity authentic? All of his characters were deeply human and full of vulnerabilities, contradictions, desires and interestingly enough, acted as somewhat of a mask for Hemingway. The act of writing had a dual form – he

did self-expression and self-concealment simultaneously. More specifically, the self-concealment was rather ironic since his philosophy was to write 'with truth' via drawing from lived experiences. However, his truth was not naked and was shaped, refined into a crafted lens. We can use this dynamic to understand the masks we wear in daily life – we infuse parts of our identity into fictional roles we play at home, at work, at the bar. Via Hemingway's art we are compelled to consider the complexity of identity and the struggle to stay authentic in a world that demands a performance.

Moreover, Marx's Charaktermaske highlights external pressures that force individuals into predefined roles while Hemingway's characters reveal an internal struggle which leads to self-crafted masks that blend personal truths with fictionalized identities – they intersect in their recognition of the intense tension between authenticity and performance all while illuminating two sides of the same coin. Both perspectives converge on the idea that living authentically is basically a constant negotiation between external pressures that are always demanding conformity and internal conflicts that are always seeking resolutions. At the same time both point out how the masks allow us to detach, alienate and how they tend to strip us of our humanity since masks tend to smother the sense of self quite easily.

Adding another layer to this discourse is Carl Gustav Jung's exploration of the psyche, especially his concepts of the →

The Instagram persona discourse shows how the masks have kept up with time and therefore have become present also online with their own version but ultimately still reinforcing performance over authenticity.

persona and the shadow. He distinguished between the persona and the shadow via stating that the persona is the mask we wear to navigate social expectations and the shadow is just all of the repressed aspects of the self that are hidden in the unconscious. It is important to note that the shadow is not inherently fatal and instead is composed of our raw energy, creativity, desires, and truths. The tension between the persona and the shadow parallels Marx's and Hemingway's ideas – Marx's Charaktermaske highlights the external imposition of roles while Jung's persona portrays how we actively participate in shaping these masks to meet societal expectations. Hemingway's characters enrich the argument via putting forward the confirmation that the self-crafted masks act as personas through which he channels elements of the shadow and therefore, blends truth and fiction.

As someone who values honesty and authenticity immensely, I would argue that all of the three perspectives have come to life via Instagram or more specifically, the Instagram persona. I consider the Instagram persona to be a collection of fictionalized roles and characteristics which are based on glorified versions of real-life experiences and consumerism. Marx's perspective can be seen through considering how Instagram users adopt roles which are shaped by societal and economic

forces, often influenced by consumerism, and always portraying success, beauty and happiness. Influencers are a clear example – they self-craft their roles to sell products, gain followers and maintain relevance which basically reduces their individuality and authenticity to marketable functions. Simply said, these roles 'dehumanize' and uphold systems of consumerism and therefore echo Marx's critique of societal masks driven by profit only. On the other hand, Hemingway's duality is evident via looking at how Instagram posts blend fragments of real experiences with idealized, fake and fictionalized versions that filter the truth through aesthetic choices. Hemingway's paradox – self-expression through self-concealment – is omnipresent. Almost all posts reflect only joy, beauty, success and always omit internal struggles and truths. Lastly, very obviously, Instagram posts and influencers only showcase the persona and always 'forget' about the shadow. The polished, socially acceptable/desirable version of the self is always peacocked while the shadow (insecurities, failures, pain) is always suppressed. Therefore, also Jung's perspective is visible. Knowing all of this, should one judge the Instagram persona harshly? Well, ironically enough, this phenomenon is rooted in insecurities which have been created by us for us. These insecurities portray the cyclical nature of societal pressures and individual

complicity into sustaining these dynamics. In order to break this cycle, we need to remember that we are human and that being human means being authentic. Therefore, if we were to end up judging, I would say that the laziness and fear behind not wanting to break the cycle should be the main 'victims' of judgement since these states of mind are societal leeches. Fear and laziness often do not motivate self-growth and self-reflection and consequently contribute to upholding systems that are bad for all of society. Therefore, recognizing and confronting these states of mind is crucial if we are to reclaim authenticity and foster a society where individuality and truth are celebrated over performance and pretense.

Together, all of these somewhat similar perspectives illuminate the complexities of our identities and show that the masks we wear – no matter if imposed by systems, motivated by art, shaped by our psyche or crafted in social media like Instagram – define the roles we play and the actions we take. The Instagram persona discourse shows how the masks have kept up with time and therefore have become present also online with their own version but ultimately still reinforcing performance over authenticity. The main question to be answered in this article was if we should be defined by the personas we have crafted, or maybe the shadows we have suppressed or ultimately, only by the actions we have chosen to take. If we were to state that our actions are of the uttermost importance, we would have to also state if the ones driven by love or by hatred are more reflective of our souls. In this sense, the masks we wear and the actions we take—whether they are rooted in authenticity or performative constructs—play a significant role in defining the soul. But then again, perhaps the answer lies not in choosing between masks and authenticity but in understanding their interplay—and, through this process, uncovering the truth of who we are. ↗

Das Paradies kann nicht existieren

„Das Paradies kann nicht existieren“. Nein... ich glaube nicht, dass das richtig ist. Vielleicht ist das richtige Wort „darf“. Ja: 'das Paradies darf nicht existieren'. Auch dann klingt es nicht richtig, denn es ist so, dass wir weder bestimmen können, was kann, noch was „muss“. „Die Existenz des Himmels ist logisch nicht möglich!“? Das ist zu lang. Verdammte Worte, die uns immer in unseren Absichten einschränken. Und dieses Problem ist ziemlich komplex, und ich glaube nicht, dass es jemals zuvor von jemandem beschrieben worden ist. Tatsache ist, dass ein zukünftiger, ewiger Ort, an dem alles perfekt ist, rational unmöglich erscheint, und die Gründe für diese Unmöglichkeit sind klar und offensichtlich.

Am besten ist es, wenn wir zunächst über den Begriff der Ewigkeit nachdenken. Die Relativität der Zeit ist seit langem umstritten. Um es kurz zu machen: Denken Sie nur an den Schmerz und daran, wie die Zeit angesichts des Leids zu fluktuieren scheint. Die Zeit bleibt dieselbe, aber sie scheint angesichts des Leidens viel langsamer zu vergehen. Um jedoch keine vereinfachten Konzepte zu überprüfen, können wir darüber nachdenken, wie unerträglich das Leben geworden ist. Viele Menschen geben das Leben auf, haben Angst vor dem Leben oder haben den Sinn des Lebens verloren. Diese Unerträglichkeit des Lebens, des Lebendigseins, ist nicht nur auf unheilbare Krankheiten zurückzuführen, sondern

Die Zeit bleibt dieselbe, aber sie scheint angesichts des Leidens viel langsamer zu vergehen.

auch auf eine sichtbare Überdrüssigkeit des Alltags oder die Mechanisierung unserer Gesellschaft. Der Selbstmord ist für so viele Menschen, überall und in jedem Alter, attraktiv geworden, was vor 20 Jahren noch undenkbar war, und zwar nicht nur in bestimmten Kulturen, in denen er seit Jahrtausenden üblich war.

Heute ist es jedoch üblich, dass eine große Mehrheit (junger Menschen) zum Ausdruck bringt, dass sie „das Leben nicht mehr ertragen können“, dass sie „lebensmüde“ sind, dass sie „es nicht mehr ertragen können zu existieren“. Das spüren wir natürlich in der kurzen existentiellen Zeitspanne, die das Leben selbst darstellt, in seinen (bestenfalls) etwas mehr als 80 Jahren. Was ist dann mit einer ewigen Existenz? Sie scheint unvorstellbar zu sein, oder es scheint, dass niemand jemals ernsthaft darüber →

Aber so seltsam es auch sein mag, die Idee des Fegefeuers würde perfekt funktionieren, wenn sie hier auf dieser irdischen Ebene angewandt würde, denn dann würde sie uns in der Tat dazu zwingen, uns mehr für unsere moralischen Werte zu engagieren.

nachgedacht hat. Wenn wir nun diese fast 80 Jahre mit all den Schwierigkeiten, die wir uns ausgedacht haben, nicht aushalten und mit Problemen konfrontiert sind, die uns allen gemeinsam sind, weil wir alle unvollkommen sind, was lässt uns dann glauben, dass wir in der Ewigkeit etwas Besseres aufbauen können? Offenbar erscheint uns die Vorstellung von der Ewigkeit nur deshalb möglich, weil wir uns das Paradies vorstellen, und die größten Skeptiker – wie ich (obwohl ich glühender Christ bin) – fragen: Wie kann es ein „Paradies“ sein, wenn wir alle dort sein werden?

Die Zerstörungswut der Menschen scheint sie überallhin zu verfolgen. Warum sollte es also im Paradies anders sein? Die richtige Frage wäre also: „Was lässt uns glauben, dass wir an einem anderen Ort (oder auf einer anderen Ebene, in einer anderen Dimension oder in einer anderen Existenz) besser sein werden als heute?“ Hinter der Antwort auf diese Frage verbergen sich jedoch eine Reihe von theologischen Argumenten, die die (Un-)Möglichkeit des Himmels implizieren. Denn wenn wir von der Ewigkeit sprechen, setzen wir in ihrem Konzept – neben der Erlösung – Heiligkeit, Einheit, Gemeinschaft, kurzum eine sofortige moralische Wiederherstellung voraus, die unmittelbar nach dem Tod stattfindet. Und das Absurdeste ist, dass wir jede

Veränderung unseres Charakters auf dieser irdischen Ebene aufschieben, indem wir glauben, dass in der Ewigkeit alles perfekt sein wird, und uns mit den gegenwärtigen Unvollkommenheiten abfinden, sie sogar hinter biblischem Jargon oder nutzlosen Begriffen verstecken.

Da es jetzt nicht darum geht, über falschen Moralismus zu streiten, wollen wir uns auf die Frage des Paradieses konzentrieren (das natürlich noch kommen wird, denn wir wissen nicht einmal, ob das ursprüngliche Paradies tatsächlich existiert hat, da es kein mögliches Paradies zu geben scheint, in dem der Mensch anwesend ist, sondern nur das erste, das er selbst zerstört hat). Der Glaube an das Empyreum lässt uns also automatisch glauben, dass wir, wenn wir sterben, sofort in den Himmel katapultiert werden, der heilig, friedlich, ruhig, voller Mäßigung, Einheit und Gemeinschaft ist... kurz gesagt, ethische und moralische Werte, die wir während unserer Existenz auf dieser fleischlichen Ebene nie gezeigt oder entwickelt haben. Es ist ein unvergleichlicher Sprung der Transformation. Vielleicht wurde das Fegefeuer erfunden, um diesen Sprung zu korrigieren (abgesehen von dem reichen wirtschaftlichen Nutzen, den es der Kirche durch den Ablasshandel bot), d. h. um zu verhindern, dass wir von der Sünde in die unmittelbare Unschuld versetzt werden (vielleicht waren wir nicht in der Lage, eine solche plötzliche Verwandlung zu ertragen).

Wie dem auch sei, das Fegefeuer, unabhängig davon, wie man es politisch sieht, basiert auf der Warnung des Individuums vor zukünftigen Leiden als eine Form der Sühne (als ob die Leiden dieser Welt nicht schon genug wären) sowie auf der Klarstellung, wie diese Läuterung für den Zugang zum Paradies entscheidend ist. Der große Fehler dieser Soteriologie ist jedoch, dass sie das Heil in die Hände des Leidenden legt und nicht in die Hände Christi, des Erlösers. Mit anderen Worten, es handelt sich um ein Heilsmodell, das auf Werken, auf Eigenleistung, auf Teilhabe beruht und das Paradies erst recht unmöglich macht. Und warum?

Nun, das Heil war für den Menschen schon von Natur aus unmöglich (Matthäus 19,26), stellen Sie sich vor, der Mensch müsste eine aktive Rolle bei seiner Verwirklichung spielen? Dann käme niemand mehr aus dem Fegefeuer heraus (übrigens wurde gerade wegen dieses theologischen Problems der Ablasshandel von der damaligen Priesterschaft so stark gefördert, weil der Leidende keine Möglichkeit →



*Theologe zu sein,
erfordert mehr Glauben
als jeder andere
Gläubige: Es bedeutet,
von den eigenen
Ungewissheiten
überzeugt zu sein.*

hatte, diesem Ort zu entkommen). Aber so seltsam es auch sein mag, die Idee des Fegefeuers würde perfekt funktionieren, wenn sie hier auf dieser irdischen Ebene angewandt würde, denn dann würde sie uns in der Tat dazu zwingen, uns mehr für unsere moralischen Werte zu engagieren. Denn wenn wir in irgendeiner Weise zu unserer Erlösung beitragen wollen, dann würde dies laut Jesus selbst hier beginnen (Matthäus 25:35-45). Und da wir nichts tun, ohne zuerst an uns selbst zu denken, wird das Paradies zu einem sehr, sehr fernen Traum.

Und als ob das noch nicht genug wäre, müssen wir auch noch theologische Unwägbarkeiten berücksichtigen. Die Theologie ist keine Wissenschaft und tappt in der Tat im Dunkeln. Theologe zu sein, erfordert mehr Glauben als jeder andere Gläubige: Es bedeutet, von den eigenen Ungewissheiten überzeugt zu sein. Letztendlich weiß niemand, was die richtige Position ist, und offenbar hatte Millard Erickson Glück, als er sagte, dass „niemand ein festes Verkaufsargument auf dem theologischen Markt hat“. Das Problem der Theologie ist, und das habe ich in meiner gesamten Arbeit wiederholt, dass wir aus dem, was jemand sagt, dass er es erlebt hat, eine Wissenschaft machen. Ich weiß nicht, ob Sie, liebe Leserin, lieber Leser, die Implikationen meines Satzes verstanden haben. Es ist nicht so, dass Gott herabgestiegen ist und zu jedem gesprochen hat, um alle Positionen zu erklären, über die wir heute lehrmäßig debattieren (denn wenn er das getan hätte, gäbe es keine Meinungsverschiedenheiten oder Streitigkeiten): Nein!

Tatsächlich betreiben wir Theologie auf der Grundlage dessen, was uns jemand gesagt hat, und glauben, dass das, was uns gesagt wurde, wahr ist. Gott hat seinen Mund nie geöffnet. Wir wissen nur, was Abraham gehört haben will, Moses gesehen haben

will, Buddha erlebt haben will und Mohammed offenbart worden sein soll. Und wir glauben fest daran, dass dies alles so geschehen ist, wie es uns berichtet wurde. Auf der Grundlage dieser Erfahrungen konstruieren wir unsere Theologien und ignorieren dabei das hermeneutische Prinzip, das besagt, dass wir aus persönlicher Erfahrung keine Lehre machen dürfen. Zum Abschluss dieser Diskussion hat uns Frederic Manns gewarnt, dass es keine Schrift ohne Tradition gibt, mit anderen Worten, alles Geschriebene kommt nach der persönlichen oder gemeinschaftlichen Erfahrung. Deshalb ist Feuerbachs Verständnis so sehr in einer Religion verwurzelt, die sich aus menschlichen Ungewissheiten (und Unsicherheiten) heraus offenbart – oder geboren – wird.

Das Paradies wird also immer ätherischer. Warum also glauben wir noch daran? Aus Angst vor der Vergessenheit? Aus Angst vor der Hölle, vor der ewigen Verdammnis? Auf den ersten Blick würde die Antwort ja lauten. Aber logischerweise ist die Angst die Frucht des Unbekannten. Wir fürchten das, was wir nicht bestimmen oder wissen können. Aber dieses „Nichtwissen“ ist zweifach: Wir wissen nicht, was es im Jenseits gibt, und wir wissen nicht, ob es ein Jenseits gibt. Das Absurde an unserer Beobachtung ist jedoch, dass wir nicht das tun, was wir hier (auf der Erde) tun sollten, in der Hoffnung, all das zu sein, was wir hier nicht waren. Das funktioniert unter keinem Gesichtspunkt, es entbehrt jeder Logik.

Der Glaube an den Himmel beruht also nicht mehr auf Furcht oder Ungewissheit, sondern auf der kantischen Vernunft, die sich nicht nur auf den Lohn der Mühe stützt, sondern auch auf die Tatsache, dass es in keiner Weise schädlich ist, an seine Existenz zu glauben. Einige Freunde sagten mir, dass sie nicht an den Himmel oder das ewige Leben glauben, weil es so sei, als ob sie an eine Lüge glauben würden. Aber die Wahrheit ist, dass wir uns immer eine Lüge aussuchen, der wir glauben. Wir glauben immer die Lüge, die uns jemand erzählt hat. Ein vernünftiger und ausgewogener Glaube an das Paradies, der weit entfernt ist von einem Fanatismus, der uns von unserer gegenwärtigen Verantwortung ablenkt, ist jedoch harmlos und schadet uns in keiner Weise, wenn es das Leben nach dem Tod wirklich gibt. Das ewige Leben ist von allen menschlichen Hoffnungen die eleganteste, die platonischste... aber das ist ein anderes Thema. ➤

Von Tullio Jansey Coelho de França

BUBBLE TEA AND CULTURAL RESPECT

Bubble tea, celebrated as one of Taiwan's iconic modern culinary innovations, has taken the world by storm. What began as a humble combination of tea, milk, and tapioca pearls has grown into a global industry valued at \$2.4 billion in 2022, offering endless variations¹ in toppings, sweetness levels, and temperatures. Yet, beyond its colorful appeal and playful textures lies a rich and complex story of cultural exchange, colonization, and culinary evolution.

Referat for International Affairs and Diversity (ÖH Salzburg)

In this piece, we'll skim the surface of the history and cultural significance of bubble tea, tracing its journey from ancient tea-drinking customs to its role as a modern-day cultural ambassador. Along the way, we'll also explore the delicate balance between cultural appreciation and appropriation, highlighting how this beloved beverage has become both a unifying symbol and a point of contention in global cultural discourse. Part I. A Brief History of Bubble Tea and its Cultural Significance

Part I. A Brief History of Bubble Tea and its Cultural Significance

To understand the origins of bubble tea², we must first look at how the **main components**, tea, milk and tapioca pearls, found their way to Taiwan and what led to them being **combined** into one drink.

From Tea to Milk Tea

Tea originates from a region spanning modern-day China and neighbouring areas³ and has been consumed there since at least 3500 years. In the 7th century, tea gained widespread popularity and reached many regions across Asia. As it became common in Tibet and Mongolia, a fusion of ingredients emerged, resulting in one of the first combinations of tea with milk. When Europeans traveled to China in the 17th century, they adopted the custom of drinking milk tea⁴, too. Though the practice of adding milk to tea endured in Europe, in the following centuries it once again became a rarity in China.

Around the late 19th century, tea was being mass-produced in Ceylon (now Sri Lanka) by British colonizers for export to Europe. To endure long shipping, it was heavily oxidized, creating

a very strong black tea. This led to the British custom of adding animal milk and sugar to their tea to become widely embraced, which in turn travelled back to Asia due to further colonization and was a contributing factor in the popularisation of adding milk to tea⁵. Since animal milk was hardly part of socio-economic life in several East Asian societies (unlike soy milk), tea with animal milk remained uncommon. Yet, this changed with the rise of affordable condensed milk, which allowed for cultural hall marks such as shou yao (hand-shaken) milk tea, i.e. foam tea and Hong Kong-style milk tea⁶ to be developed.

→ **Fun Fact:** "Bubble" initially described the frothy **milk foam** from shaking the drink, not the tapioca pearls.

And thus, after centuries of fluctuation, milk tea managed to retain its popularity.

→

From Milk Tea to Bubble Tea – Conflicting Origin Stories⁷

It's the **1980s** and milk tea is an established drink in many parts of Asia, specifically **Taiwan**. But something is still missing ... the **tapioca pearls!**

→ **History:** **Tapioca** pearls, initially made from sago and later from cassava-based tapioca produced in South America, were introduced to Taiwan by Hokkien merchants for desserts like fenyuan (= small translucent tapioca pearls and sugar syrup).

The origins of adding tapioca pearls to milk tea remain a topic of debate, with **two popular stories** leading the discussion:

a) 1986: **Tu Tsong He**, founder of the **Hanlin Tea Room** claims to have been inspired by the Tainian wet market to add fenyuan to his green tea and thus created bubble tea with unique white and black pearls.

b) 1988: **Lin Hsiu Hui**, product manager at **Chun Shui Tang Tea House**, reportedly mixed fenyuan into her iced tea during a staff meeting, prompting the tea house to incorporate this into their products.

After a ten-year court case to determine the true origin, “[t]he court decided that bubble tea was a drink that any person or shop could make. It was, therefore, unnecessary to debate who created it.”

→ **Fun Fact:** In Chinese, the word **boba**, 波霸, is slang for "big breasts". When used to describe the drink, the characters 波霸奶茶 loosely translate to bubble milk tea.

Cultural Significance in Taiwan

Bubble tea is a proud symbol of Taiwanese innovation, blending **tradition** with **modernity**. Combining Asian ingredients like black tea and Latin American ingredients like tapioca with Western influences such as milk and sweetness, it reflects the country's

embrace of cultural fusion. Bubble tea shops have become central to Taiwanese social life, offering vibrant spaces for connection, leisure, and youth culture. Among younger generations, it represents fun, relaxation, and a **sense of cultural identity**, making it an integral part of Taiwan's contemporary lifestyle.

Global Impact and Cultural Bridge

Beyond Taiwan, bubble tea has become a **global phenomenon**, introducing millions to Taiwanese culture and serving as a tool of soft power⁸. It bridges cultural divides, with its adaptability and creativity appealing to diverse tastes worldwide. For Asian communities abroad, it offers a comforting taste of home and reinforces shared cultural ties. Its wide range of customizable flavors and toppings highlights the appeal of fusion foods and reinforces bubble tea's role as both a **cultural ambassador** and a modern culinary icon.

In sum, bubble tea's cultural significance extends far beyond its taste or popularity. It symbolizes Taiwan's modern identity, global connectivity, and the shared cultural pride of Asian communities around the world.

Part II. Cultural Appreciation vs. Appropriation - Understanding the Difference and Why It Matters

In 2012, a **false** study⁹ widely circulated by the media claimed that tapioca caused cancer and was unsafe for consumption.

On October 10th of 2024 a Dragons Den episode aired, in which Quebecois entrepreneurs pitched their ready-to-drink bubble tea brand, Bobba¹⁰, as a "healthier" alternative to "that trendy, sugary drink that you queue up for and you're never quite sure about its content". They also stated, that bubble tea was no longer an "ethnic product". Despite guest Dragon Simu Liu voicing his concerns about cultural appropri-

tion and sparking widespread conversation about this issue, the fact remains that non-Asian entrepreneurs –whether intentionally or not– framed bubble tea as unhealthy and made with mysterious ingredients, perpetuating harmful stereotypes about Asian cuisine.

Unfortunately, situations like these aren't limited to bubble tea. In 2020, during the COVID-19¹¹ pandemic, biases against Asian communities resurfaced. Stereotypes about Asian culinary practices, such as the alleged consumption of bats or the role of "wet markets," were used to blame these communities for the virus. These misrepresentations not only distorted the diversity of Asian cultures but also fueled a global wave of anti-Asian prejudice, ranging from subtle insults to outright hostility. Even today, myths like MSG being unhealthy—a notion rooted in 1960s American efforts to portray East Asian cuisine as inferior—persist, showing how deeply ingrained such stereotypes remain. Therefore, it's important to address the hate and work towards creating a more inclusive and understanding society.

One way to challenge biases and harmful stereotypes is by understanding the difference between cultural appropriation and cultural appreciation. This understanding helps people engage with cultural diversity in thoughtful and ethical ways, whether in school, at work, or in daily life. It also encourages critical thinking and fosters respect, making the celebration of diversity more meaningful for everyone.

Understanding the Components

What is Culture?

"**Culture** refers to anything associated with a group of people based on their **ethnicity, religion, geography, or social environment**. This might include beliefs, traditions, language, objects, ideas, behaviors, customs, values, or institutions. It's

not uncommon for culture to be thought of as belonging to particular ethnic groups." Culture is not rigid but fluid, shown by the fact that no strict boundaries can be drawn between cultures.

What is Cultural Appreciation?¹³

"**Appreciation** is when someone **seeks to understand and learn** about another culture in an effort to broaden their **perspective** and **connect** with others cross-culturally."

What is Cultural Appropriation?¹⁴

Appropriation, on the other hand, involves **taking elements** of a culture that is **not your own** and using them for **personal interest**, often **without permission, without benefiting** the culture of origin, and in ways that dehumanize¹⁵ **oppressed groups**, perpetuate **stereotypes**, and **disregard** the **meaning** and stories behind those cultural elements.

Types of Cultural Appropriation

Cultural appropriation can be broadly divided into **economic cultural appropriation** and **individual cultural appropriation**.

Economic Cultural Appropriation

This occurs when **companies** or **industries profit** from cultural elements – usually from marginalized groups – without acknowledgment, respect, or giving back. For example, a brand mass-producing traditional garments as fashion trends, characterized by **systemic exploitation for profit**.

Individual Cultural Appropriation

This happens when **individuals** adopt elements of another culture in a **disrespectful** or **ignorant** way. Wearing culturally significant garments or hairstyles as a fashion statement without understanding their meaning is a common example. While less systemic, it still **trivializes** the culture.

While these categories emphasize different dynamics, they are deeply interconnected and often overlap, as cultural →

appropriation operates on a **spectrum**. Many actions embody both individual and economic aspects, blurring the lines between the two and highlighting the importance of understanding their shared impact.

How can I tell, if I am appreciating or appropriating?

“Cultural appropriation can be most easily recognized by asking this question of the non-dominant group: Does the use of this element of your culture in this way bother you?”

To determine if something is cultural appropriation, ask yourself:

- What is your intent— are you respecting or exploiting the culture?
- Are you following a trend or engaging with the culture's history?
- Does your action involve stereotypes or misuse of sacred items?
- Are you crediting the culture or pretending it's new?
- Would members of the culture feel respected or offended?
- Could your actions reinforce discrimination or trivialize significance?

How can you explore and take part in a culture without exploiting it for your own use?¹⁶

To navigate cultural appreciation responsibly, **examine** your own culture, **listen** before acting, **consider** context, **give** credit where it's due, and genuinely **share** your own culture. When engaging with another culture, strive for

authentic experiences — for instance, by purchasing your bubble tea from an Asian-owned bubble tea shop rather than opting for the bottled version sold by Hofer.

Back to Bubble Tea...

With modern technology and increasingly interconnected cultures, it's easy to overlook instances of cultural appropriation. Bubble tea exemplifies how cultural elements can gain global popularity while sometimes losing their original context. As we embrace this beloved drink, it's important to remember its roots and ensure our appreciation does not inadvertently erase its cultural significance. ↗

ADDITIONAL SOURCES

- **Bubble tea - Wikipedia**
https://en.wikipedia.org/wiki/Bubble_tea
- **Tapioca pearl - Wikipedia**
https://en.wikipedia.org/wiki/Tapioca_pearl#:~:text=A%2520tapioca%2520pearl%252C%2520also%2520known,to%2520as%2520pearls%2520or%2520boba
- **Q Texture - Wikipedia**
https://en.wikipedia.org/wiki/Q_texture#:~:text=Sometimes%2520translated%2520as-,%2522chewy%2522,-%252C%2520the%2520texture%2520has
- **Bubble Tea: A Brief History, Flavorful Variations, and Its Global Impact**
https://nepalteacollective.com/blogs/sips-and-stories/bubble-tea-a-brief-history-flavorful-variations-and-its-global-impact?srsltid=AfmBOo-q6eWZKSs2VJfVCfA9qSP_8PhBhCMHETs23WTzqYa8Fo0kbTLqj
- **Cultural Appropriation vs. Appreciation**
<https://ywcaspokane.org/2023-racial-justice-challenge-cultural-appropriation-vs-appreciation/>
- **The Difference Between Cultural Exchange and Cultural Appropriation**
<https://everydayfeminism.com/2013/09/cultural-exchange-and-cultural-appropriation/>
- **What does it mean to appreciate vs. appropriate culture?**
<https://vpfo.ubc.ca/2021/10/what-does-it-mean-to-appreciate-vs-appropriate-culture/>
- **ChatGPT Pro**

1. <https://keelung-for-a-walk.com>
2. <https://www.youtube.com/watch?v=ZpU5cS9G3ZA>
3. <https://en.unesco.org/silkroad/content/cultural-selection-diffusion-tea-and-tea-culture-along-silk-roads>
4. <https://www.eater.com/2019/11/5/20942192/bubble-tea-boba-asian-american-diaspora>
5. <https://tecompanytea.com/blogs/tea-atelier/adding-milk-to-tea%23~:text=Many%2520assume%2520that%2520adding%2520milk,established%2520in%2520the%2520mid%252D1800s>
6. https://www.icho.hk/documents/Intangible-Cultural-Heritage-Inventory/The_Representative_List_E.pdf
7. <https://edition.cnn.com/travel/bubble-tea-origin-history-taiwan-intl-hnk/index.html%23~:text=The%2520white%2520fenyuan%252C%2520tapioca%2520balls,Travel%2520in%2520a%2520previous%2520interview>
8. https://en.wikipedia.org/wiki/Soft_power#:~:text=soft%2520power%2520is%2520the%2520ability%2520to%2520co%2520opt%2520rather%2520than%2520coerce
9. <https://prestige.org/2021/12/das-comeback-von-bubble-tea/%23~:text=Versch%25C3%25A4rfen%2520falsche%2520Studien ergebnisse%2520die%2520Vorurteile%2520gegen%25C3%25BCber%2520Bubble%2520Tea%253F>
10. <https://www.tiktok.com/@lfeofsal/video/7426443236794699014>
11. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/antirassismus-2020/316771/anti-asiatischer-rassismus-in-deutschland/>
12. <https://www.verywellmind.com/what-is-cultural-appropriation-5070458%23~:text=culture%2520refers%2520to,particular%2520ethnic%2520groups>
13. <https://greenheart.org/blog/greenheart-international/cultural-appreciation-vs-cultural-appropriation-why-it-matters/>
14. <https://www.youtube.com/watch?v=VQgFif57YY>
15. <https://www.verywellmind.com/what-is-cultural-appropriation-5070458>
16. <https://sites.austincc.edu/accnt/cultural-appreciation-vs-cultural-appropriation-why-it-matters/>

MEPHISTO IN SALZBURG

Am Salzburger Landestheater wird mit Faust II aktuell ein interessanter philosophischer Kosmos neu ergründet. Gerade wir jungen Menschen können durchs Theater erfahren, wie viel Kraft und Relevanz das Spiel der verteilten Rollen noch immer hat. Die Bühne ist ein Ort, an dem Fragen gestellt werden, die nicht per Google-Klick zu beantworten sind, ein Raum, in dem das Staunen neu erlernt werden kann und eine Inspiration für eigene Projekte und Lebensentscheidungen. In diesem Sinne habe ich mir erlaubt, ein Dramolett aus Goethes größtem Werk entstehen zu lassen.

Von Tobias Zeliss

Ein verschlafener Park in Salzburg

Die Sonne steht tief am Himmel, und das Licht bricht sich golden auf den ruhigen Pfaden. Eine Handvoll Tauben pickt friedlich am Boden. Einige wenige Leute spazieren im Park. Plötzlich erscheint ein Mann in auffälligen Klamotten: Mephisto, der Teufel, ist in einer merkwürdigen Kombination aus tiefschwarzem Gehrock und dunklem, schicken Anzug gekleidet. Er wirkt leicht verwirrt und blättert nervös durch ein altes Buch mit dem Titel „Faust. Eine Tragödie“.

Student: (schaut erstaunt auf, aus der Ferne) Was in aller Welt...?

Mephisto: (sieht die Leute, grummelnd) Nun, das kann doch nicht stimmen!

Student: (lächelnd) Entschuldigen Sie, mein Herr, aber ist schon wieder Fasching? Habe ich etwas verpasst?

Mephisto: (verlegen) Ähm, ja, genau! Fasching, natürlich. Ich bin ein ... fröhlicher Teilnehmer. (flüstert zu sich selbst) Verdammt, ich hätte diesem

Ratgeber aus dem 19. Jahrhundert nicht vertrauen sollen.

Student: (lacht) Sie scheinen neu hier zu sein. Was führt Sie in den bescheidenen Hellbrunner Park?

Mephisto: Nun, junger Mann, ich bin auf der Suche nach ... sagen wir, besonderen Seelen. Ich bin ein Sammler außergewöhnlicher Charaktere und Talente. (versucht, sein Lächeln teuflisch wirken zu lassen)

Student: Besondere Seelen, sagen Sie? Und wie erkennen Sie diese?

Mephisto: (nervös) Ähm, normalerweise haben sie eine ... besondere Aura. (fängt sich) Sagen Sie, lieber Freund, haben Sie schon einmal überlegt, was Sie erreichen könnten, wenn Ihnen alle Türen offenstünden?

Student: Alle Türen, sagen Sie? Das klingt verlockend. Aber zu welchem Preis?

Mephisto: Preis? Ach, das ist nur ein winziges Detail. Ein kleiner Tausch, wenn Sie so wollen. Ihre ... na ja, Ihre Seele gegen unendliche Möglichkeiten.

Student: (grinsend) Interessant, interessant.

→

Mephisto: Wer bist du?

Student: Ich bin ein junger Künstler, Student der Kunst ... und zugleich auch der Physik!

Mephisto: Ah, ein Studiosus, der sich nicht nur im Spiel des geistreichen Gestaltens, sondern gar in den Tiefen der Naturwissenschaft verirrt hat! Welch seltsame Ehe!

Student: (lacht) Sie sind wirklich gut! Das ist die beste Faschingsnummer, die ich seit Jahren gesehen habe. Aber im Ernst, was möchten Sie wirklich?

Mephisto: (seufzt) Also gut, ich gebe es zu. Ich wollte als charismatischer Geschäftsmann auftreten, aber irgendwie... (schaut auf sein Outfit) ...ist etwas schiefgelaufen. Das letzte Mal, als ich auf Erden war, waren diese Kostüme noch in Mode.

Student: (lächelt) Keine Sorge, mein Freund. Vielleicht kann ich Ihnen helfen, sich etwas besser zu rechtzufinden. Was halten Sie von einem Spaziergang durch den Weihnachtsmarkt? Ich zeige Ihnen die neuesten Trends und, wer weiß, vielleicht finden Sie ja tatsächlich eine besondere Seele.

Mephisto: (erfreut) Das wäre großartig, äh, Studiosus. Sicher ist es Zeit, dass ich mich etwas anpasse. (von Tobias abgewandt) Und wer weiß, vielleicht werde ich der verlockendste Teufel in ganz Weimar... äh, Salzburg.

Student: Kommen Sie, der Weihnachts-Rausch wartet auf uns!

Die beiden gehen gemeinsam durch den Park, Mephisto immer noch in seinem kuriosen Kostüm, während ihm der Student von den modernen Zeiten erzählt. Die Tauben kehren in die Lüfte zurück, und die Szene verblasst in goldenes Licht.

Ein großer Platz voller Verführungen

Schloss Hellbrunn. Ein festlich erleuchteter Weihnachtsmarkt. Überall hängen Lichterketten, am Ende ein geschmückter Baum, beachtlich hoch. Der Geruch von gebrannten Mandeln und Glühwein liegt in der Luft. Stände mit handgefertigten Geschenken, bunten Weihnachtsdekorationen und köstlichen Leckereien säumen den Weg. Miteinander plaudernd und lachend genießen die Menschen die Stimmung.

Mephisto: (zwickert) Hier häufen sich die Seelen! (lacht) Hier ist was los! Seht doch, wie sie eilen, in schimmerndem Konsum verloren. Was suchen sie wohl?

Student: Vergnügen. Ich selbst komme gerne für eine Tasse Glühwein her und gern auch für einen ausgewogenen Spaziergang durch die belebte Atmosphäre.

Mephisto: Wieso gerne? Was schafft dir Freude?

Student: Deinen Worten, muss ich sagen, wohnt etwas Seltsames inne.

Mephisto: Klar lässt dich mein Sprechen zweifelnd schauen. Ich bin ein Geist, der stets verneint.

Student: Du bist ein Geist, der stets verneint. Doch merke auf: das Leben ist mehr. Ja, wir leben in einer Welt voller Widersprüche, voller Fehler und Unvollkommenheiten. Aber ist das nicht gerade der Punkt? Ist es nicht der stetige Versuch, das Unvollkommene zuzulassen, die Fehler zu verstehen und daraus zu lernen, der uns menschlich macht? Man bekommt stets ein Ideal vorgesetzt, aber im Hintergrund läuft das Leben anders.

Mephisto: (überrascht) Ein sehr philosophisches Zeugnis hier für einen Weihnachtsmarkt! (schaut auf das Buch) Ein wenig wie Faust, der am Oster-spaziergang nach dem Sinn des Lebens sucht – aber dafür bist du zu unreif! Dafür bist du zu wenig ambivalent.

Student: (mit gerunzelter Stirn) Zu unreif? Suchst du nach älteren, weltgewandteren Seelen? Suchst du wie in der Geschichte nach dem Konflikt zwischen weltlichen Freuden und der Erlösung? (berührt das Buch)

Mephisto: (gibt ihm das Buch) Nicht mehr, nicht länger.

Student: Sag mir: Soll der Mensch am Ende doch seiner inneren Sehnsucht nachgehen? Soll er das Gefühl des Genusses ausreizen?

Mephisto: (atmet langsam aus) Du denkst sehr vereinfacht. Wer meint, auf solch weisheitsgebundene Fragen klare Antworten zu finden, der ist gefangen im Wahn der Naivität.

Der Student vertieft sich ins Buch.

Mephisto: Könnte ich mein Buch wieder haben?

Student: Doktor Faust.

Mephisto: Ja.

Student: (bedacht) Mephisto bietet Faust keinen höheren Sinn an, sondern lediglich ein Leben voller Erfahrungen, das letztlich leer und ohne dauerhaften Wert ist. Der berühmte „Pakt“ ist ein Symbol für die Verzweiflung des Menschen, der in einer Welt ohne objektiven Sinn nach Erfüllung strebt.

Mephisto: (überlegt) Ja, ja. Mephisto hat am Ende des Tages Faust das Ideal vorgespielt. Auch der große Faust ist nur einer, der im System lebt.

Student: Nein, Faust war jemand, der die gesamte Palette des Lebens schmecken wollte. Das macht ihn zu einer besonderen Seele. Das macht uns alle zu besonderen Wesen hier auf diesem Erdball.

Mephisto: Du bist doch nicht ernsthaft der Meinung, dass der Mensch die Krone der Schöpfung ist? (schüttelt Kopf) Der Mensch ist ein Sklave seiner selbst; siehst du das nicht? Er ist letztlich nur eine Ansammlung von Fehlern auf der Jagd nach einem burlesken Sinn, den es nicht gibt.

Da wird es ruhiger am Adventmarkt. Eine kalte Brise bläst. Der Student zeigt einen vielsagenden Blick.

Student: Es gibt ihn ... es gibt den Sinn.

Mephisto: Welchen Sinn siehst du? Worin soll es Sinn geben?

Der Student steht wie ein armer Tor da.

Mephisto: Sprich nur weiter! Ich hör's doch, das Echo der Beschönigungen.

Der Student überlegt.

Mephisto: Bekommt's dir nicht wohl, was ich entlarve?

Student: Auch Innehalten kann erfüllend sein.

Mephisto lacht. Der Student versucht, sich auf anderes zu konzentrieren.

Mephisto: (kommt ganz nahe zu ihm, lauernd) Was suchst du hier? Ruhezeit? Ach was, den Schein ... denn wahre Einkehr passt schlecht in den Wein.

Der Student schaut auf. Er fasst einen Entschluss.

Student: (drückt das Buch Mephisto in die Hand) Dieses Buch ist völlig veraltet. Roter Rock und hämisches Lächeln ... wer sollte das noch für bare Münze nehmen?

Mephisto: (sieht nach vorne) Oh, bedenke deine Worte.

In dem Moment tritt der Nikolaus in Sicht. Er trägt einen weiten Mantel – und ein heiteres Lächeln auf dem Gesicht.

Kinder kommen hinzu und der Nikolaus verteilt Geschenke. Mephisto sieht zu und mischt sich dann ein. Der Student hebt die Augenbrauen.

Mephisto: (kommt auf den Nikolaus zu) Mit wolligem Sack, der prächtig schwillt, seht, wie allerhand Tand daraus quillt! Ein pralles Versprechen, so anregend pur, doch bricht's, sobald man entlarvt die Natur.

Der Nikolaus lacht kräftig.

Mephisto: (höhnisch) Sein Lachen dröhnt hohl, sein Bart künstlich rein, Ein Trugbild für Kinder, substanzlos, gemein! Was bist du, o Narr, als ein Märchen für Tore? Ein Heiliger einst, doch vom Geschäft erkoren!

Mephisto tippt die Mitra des Nikolaus an, sodass sie schief steht, der Nikolaus greift ein, damit sie nicht zu Boden fällt. Dann kehrt Mephisto ihm den Rücken zu. Der Nikolaus nimmt eine stramme Haltung ein.

Nikolaus: (ruhig) Mephisto, wie treffend, dich hier zu sehen, Wo Herzen leuchten und Wünsche stehen. Die Schenkung der Gaben ist Vorbild allein, Zeichen der Liebe – wärmend und fein.

Mephisto: (leicht gereizt, aber tückisch) Zeichen der Liebe? Pah! Ein flüchtig Ding, ein falscher Glanz! Ein Tropfen Zucker in weiter Distanz.

→

Doch gut, alter Mann, spiel weiter dein Spiel,
solang man's schluckt ... bleibt man labil.

Nikolaus: (forsch) Was zählst du, Dämon, in dieser
Welt als Gewinn,
Außer Trug und Zweifel samt Schmerzen mithin?

Mephisto wird ungeduldig, fahrig und packt den
Nikolaus am Bart. Mephisto reißt ihm den Bart
vom Gesicht. Die Kinder erstarren.

Mephisto: Eine prächtige Zierde, Nikolaus! So
echt wie die Gaben in deinem Sack. Eine weitere
Täuschung.

Nikolaus nimmt das Stück und versucht seinen
Bart wieder anzubringen.

Student: (durchaus ehrfürchtig) Ein Meister des
Zynismus wie Ihr, Mephisto, mag vielleicht die
Schwächen der Menschen kennen – aber habt Ihr
je die Stärke der Güte erfahren? Oder fürchtet Ihr,
dass ein einfaches Geschenk mehr Macht hat als
all Eure List?

Mephisto grinst. Der Student hat den Teufel als
den Teufel erkannt.

Nikolaus: (ohne Bart) Sein Herz – ach, falls er eins
hat – ist schon lange versteinert.

Mephisto: Du gabst Gold für die Armen als edles
Geschick,

Doch nun ist dein Werk nichts als Rummel und
Trick.

Dein Sinn ist profan, zum Geschäft verkommen,
Kein Licht, kein Segen ist heut willkommen.

Student: Mephisto, ist Güte nicht bloß eine Maske,
hinter der sich das gleiche Begehren versteckt, das
auch Ihr bedient?

Mephisto: Ein Geschenk – nichts weiter als in
Wahrheit Leeres.

Nikolaus: Junger Mann, da ist was dran! Was wär
das Leben schon, wenn wir alles so reibungs-
los erreichten? Wahrhaftiges braucht Zeit. So wie
man ein Stück Land urbar macht, muss man auch
die Menschen bereit machen für ein achtsames
Lebenskonzept.

Mephisto: Ich muss wieder gehen!

Student: Und das Buch?

Mephisto: Ach, du kannst es behalten – es hat
auch vor 200 Jahren schon euereins in den Bann
gezogen.

Mephisto verschwindet. Die Stimmung wird eine
Stille.

Tobias: (laut lesend, mit nachdenklichem Ton)
„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen...“
(er sieht nachdenklich auf)

Das ist es! Diese innere Zerrissenheit, dieser un-
stillbare Durst nach mehr – als hätte Goethe mir
aus der Seele gesprochen. Was für ein unfassba-
res Werk!

Stille.

Nikolaus: Mephisto sucht die Seelen, die am meis-
ten nach Erfüllung streben, und schenkt ihnen
etwas, das sie näher an die Verzweiflung führt,
weil es ihre Sehnsüchte entweder überfüllt oder
enttäuscht.

Ein Geschenk, das allen Begierden gerecht wird,
wie in Fausts Fall, kann dazu führen, dass die Seele
erkennen muss, dass selbst die Erfüllung nicht das
ersehnte Glück bringt. Ach, dieser Widerspruch!

Student: (nickt) Mephisto schenkt nicht, um zu ge-
ben, sondern um zu nehmen.

Nikolaus: Auch mein Weg ruft mich weiter. Mach's
gut, junger Mann. Du hast heut gezeigt, dass du
mehr siehst, als nur das, was vor deinen Füßen
liegt.

Nikolaus schafft es, seinen Bart wieder anzubrin-
gen. Den Sack lässt er liegen. Nikolaus geht ab.

Student: (wohlbedacht) Ein Geschenk wird sinn-
stiftend, wenn es nicht bloß Hände, sondern See-
len verbindet – wenn es zeigt: Ich sehe dich, ich
verstehe dich, und ich wünsche dir Gutes. In dieser
Geste liegt die wahre Magie, die weit über den Mo-
ment hinaus wirkt. ↗

Tineola Gustavae

Von Tom Trülülü

Wenn Liyanas mittäglicher Besuch, die nette Bibliothekarin Friederike, die kurz die Stadtbibliothek schließt, um in Mittagspause zu gehen, sich durch ein Türklingeln ankündigt, versteckt Liyana alle Instrumente zur Beschattung ihres Nachbarn, Herrn Gustav Krötchenwohl.

Die Gucklöcher in der Wand bekommen Gemälde von friedlichen Segelbooten, mildem Obstglanz und gepflegten Herbstfeldern vorgeschoben. Röhren und Verstärker zur Gesprächsüberwachung werden in den Kommodenschubladen verstaut. Die Pinnwand mit Schnappschüssen von Krötchenwohl, ausgeschnittenen Zeitungsartikeln und dazwischen gespannten, mehrfarbigen Fäden wird auf die Rückseite gewendet, wo Liyanas harmlose Einkaufslisten, Kindheitsfotos und Postkarten aus fernen Ländern an den Pinnadeln schaukeln.

Wenn dann Friederike die zwei Stockwerke hochgeschnauft ist, stehen Rotbuschtee und Vanillekekse angerichtet auf dem dunkelhölzernen Klapptisch samt der auf dem zweiten bepolsterten Bugholzstuhl lehnen-

Liyana, deren Blick durch das breite Bullaugenfenster die schneidescharfen Julisonnenstrahlen hindurch auf der gegenüberliegenden Stadtbibliothek liegt.

„Ich schwitz bei der Höllenhitze alle halbe Stunde ganze Hallenbadvolumina!“

„Du Arbeitstier, wie hältst das aus den ganzen Tag hinter der Glasfront?“

„Verzieh mich bei Besucherebbe schnell hinter Bücherregalschatten.“

„Hitzezuschlag eigentlich?“

„Bin ich Bauarbeiterin und bau den Glaskasten gerade auf?“

„Ja, naja, trotzdem. Was liest heute wieder?“

Nach einer kräftigen Welle aus ihrer Tasse den Rachen hinab, das Teevolumen darin locker halbiert, streckt ihr Friederike das orange Taschenbuchcover vor Nase und Nickelbrille.

„Geht um Morsecodes und wie ineffizient das jetzige System ist, hält die Handlung zusammen von der Privatdetektivin, die hat im Übrigen etwas von deinen Charakterzügen, die soll so 'nem Raketeningenieur nachspüren, warum weiß ich noch nicht, vielleicht Ehekrum, landet dabei jedenfalls

als blinde Passagierin auf 'nem Suborbitalflug, das Ganze geht schief, der Flugkörper trifft platsch im Pazifik auf und sinkt den Aleutengraben runter, dann hat sie mit einer von der Besatzung was, aber unten angekommen entdecken sie, dass sich Amerikaner und Sowjets in der ganzen Finsternis schon gegenseitig versuchen den Schädel einzuprügeln und jetzt wird gerade der Sauerstoff an Bord dünn. – Legt der Gustav eigentlich einen privaten Ozean an oder was?“

Der Abprall der Wassermassen an den Fliesen und die Gurgellaute des Abflusses setzen sich durch die dünnen Nachbarwohnungswände in den angrenzenden Räumen und Liyana und Friederike in den Ohrmuscheln als Hintergrundgeräusche nieder.

„Der duscht nach dem Aufstehen immer bis in alle Ewigkeiten heiß, heute hat er wohl verschnarcht und ist spät dran.“

Das Duschwasserrauschen nebenan setzt aus und Föhngeheul ein, danach Stille.

„Wie geht's dem und seiner Entomologie? Kann er schon Spinnenbeine auf menschliche Größe potenzieren →



oder quellen aus seinen Schulterblättern zumindest Fruchtfliegenflügel?“

„Letztens ein halbes Dutzend Kakerlaken über meine Schlapfen gelaufen, als ich das Stiegenhaus raufgeklommen bin. Muss dem wirklich eintrichtern, dass er nicht alle seine insektoiden Experimentierobjekte einfach so vor seiner Wohnungsförte aussetzen kann, sobald er Interesse an ihnen verliert.“

„Ob der auf dich hört, nachdem...“

„Garantiert nicht, kann mich nicht ausstehen. Dem sind alle suspekt, die zu wenig nach Käfer oder Schabe riechen.“

Friederike schmunzelt und wirft Zuckerquadrate in den Rotbuschtee nach, aber dass Gustav mehr als ein harmloser Spinner ist, das nimmt sie Liyana, die darüber seit Wochen Predigten hält, nicht ab.

„Immerhin hast du einen interessanten Nachbarn, ich muss mir den Wohnblock mit lauter schwerfälligen Fossilien teilen, die bei der niedrigsten Musiklautstärke glauben, Fliegeralarm samt Weltkrieg stimmen an.“

„Der Krötchenwohl hat was Krummes vor, ich sagte dir ja schon...“

„... jaja, mehrmals von dir vernommen, was für ein Superganove der Gustav ist. Glaubst du nicht, seitdem du bei dem Lebensversicherungsbüro gekündigt hast und leeres Kalenderblatt nach leerem Kalenderblatt runterreißen musst, du dir Alltagserlebnisse ein wenig aufthrillerst?“

„Nein! Hör mal...“

„Du spürst dem doch nicht immer noch nach, oder?“

„Äh... nein, aber...“

„Hoffentlich! In eine Obsession zu geraten, hilft dir nicht unbedingt beim Jobfinden. Ich muss jetzt los, die Bücherwürmer warten. Danke für die Verpflegung, du seist tausendfach gesegnet und millionenfach umarmt, ich nehme mir ein paar Stücke Backware als Proviant für meine Nachmittagsschicht.“

→ → → → → → →

Die anfänglichen Monate schien für Liyana ihr Nachbar nur einem schrulligen Zeitgenossen zu entsprechen, ganz dem Typus argloser Wissenschaftler, der in seiner eigenen Welt der Krabbeltiere und sonstigen Insekten munter umhersteigt.

Erst seit einem Incontro im Monat Mai in der Stadtbibliothek ist sie davon nicht überzeugt:

Liyana tippt und streicht über die Buchrücken, die in den Bibliotheksregalen meterlang in Reih und Glied Wache halten, seit mehreren Viertelstunden ausschauend nach Lesestoff, einen Gang nach dem anderen voranschreitend. Verrenkt ab und an ihren Kopf in die Horizontale für die zu verknoteten Titel, zieht einen Band raus, öffnet, schnuppert rein und lässt meist schnell wieder enttäuscht ab und in die Lücke zwischen seine Bundesgenossen zurückgleiten.

Je weiter man sich in das Innere der Stadtbibliothek vorwagt, desto mehr schwindet die Erinnerung, dass das Gebäude von außen wie ein gläserner Büroklotz wirkt. Schattige Unterschlupfecken, Sackgassen aus Sperrmüllähnlichem, Kommoden voller Staub und Plunder, an Strängen baumelnde, leicht hin- und her schwingende Glühbirnen prägen, je weiter man hinabsteigt die beiden Untergeschoße.

Gerade um die Regalecke biegend, das Grummeln im Magen für Zeichen zum Aufbruch nachhause deutend, erblickt Liyana ihren Nachbarn, von ihr ab-, ganz den Büchern zugewandt.

Der krumm gebückte Rücken bedeckt durch einen schwarzledernen Regenmantel, der Kragen weit hochgesteckt und einen Filzhut bis unter die Höhe der Brauen geschoben blickt er sich hastig um, Liyana zuckt hinter die Regalecke zurück, lugt nur mehr vorsichtig hervor, und Krötchenwohl fängt an, aus

dem Buchband in seiner Hand Seite für Seite eilig herauszureißen. Die stopft er, sich nochmals nach allen Richtungen umspähend, in die Innentasche des Mantels.

Das Schauspiel wiederholt sich einige Male, Krötchenwohl springt ohne System zwischen Regalpunkten hin und her, zehrt einen Band aus seiner standhaften Ruhe und skalpiert ihn brutal um einige Blätter. Liyana bleibt unbemerkt in ihrem Beobachtersitz und Krötchenwohl macht weiter, bis die Tasche zu einer ganz schönen Beule anschwillt. Dann trampelt er die enge Wendeltreppe aufwärts und Liyana findet ihn nicht mehr in der Stadtbibliothek.

Liyana trifft auf ihn erst am übernächsten Vormittag beim Müllrausbringen im Stiegenhaus.

Entgegen der Einstellung Friederikes, Liyana solle sich nicht so aufregen, Bücher seien nur leblose Gegenstände, sie übertreibe, Gustav vergesse sich eben in seinem Wissensdurst, ist Liyana mächtig sauer auf ihren Nachbarn Krötchenwohl.

„Morgen.“

„Morgen, du warst vorgestern in der Bibliothek, stimmt's?“

„Ja. Sie auch?“

„Ja, hab dich gesehen, du mich aber nicht, denke ich. Wusste gar nicht, dass wir hier im Haus alle mit Holzofen heizen und einem argen Anzündermangel ausgesetzt sind. Anders kann ich mir nicht erklären, warum du die Bibliotheksbücher bis zur Unlesbarkeit kastrieren musst. Verkaufst du die Buchseiten auf dem Schwarzmarkt oder was? Warum tut man sowas?“

„Was! Was reden Sie da!“

Krötchenwohls Gesicht flackert wie eine Straßenampel mit Wackelkontakt abwechselnd rot und grün und sein eiszeitkalter Blick pfeilt Liyana mitten durch die Schläfen. Zuerst zwei Schritte

auf Liyana zu und den hageren Körper wie ein Seeungeheuer über sie beugend lispelt er ihr mehrere Verdammungsflüche entgegen, überlegt es sich aber anders und zischt durch den Türspalt zurück in seine Wohnung, der Türknall einem Sprengsatz gleich.

Seither würzt Liyana ihre leidigen To-do-Listen, Jobcenterschikanen, Bewerbungen schmieren, Lebenslauf rekonstruieren, Aufnahmegespräche ertragen, mit Überwachungsarbeit auf und observiert Krötchenwohl, der, klarer Fall, etwas im Schilde führt.

→ → → → → → →

Sie ist schon die ganze Nacht wach und als bei Krötchenwohls Balkon das Licht an- und nach einigen Minuten wieder ausgeht, er hinaustritt, mit einem Fernglas umherschweift, länger auf der Stadtbibliothek haften bleibt und das Drehen des Schlüssels verrät, dass er die Wohnung verlässt, muss sie schauen, was dieser Bücherschänder zu so einer gesellschaftsunfähigen Uhrzeit bezweckt.

Die Verfolgung dauert nicht lange, Krötchenwohl überquert nur die Straßenseite zur breiten Glasfront der Stadtbibliothek, deren dahinterliegende Buchlandschaft schemenhaft dem blechernen Graumond und den gelb, im Zweierteltakt aufleuchtenden Ampeln wegen durch die nächtliche Stille hindurch erkennbar ist.

Hinter einem abgeparkten Automobil ausharrend, ihn beobachtend, greift sie zum Tastentelefon und gibt eine letzte Nachricht an Friederike ab, weil Krötchenwohl sich gerade mit einem Glasschneider durch die Türe Zutritt verschafft, nicht ohne davor, sich umsehend, fast Liyana entdeckt, dann in die Dunkelheit des Büchertempels abtaucht.

Liyana zählt bis sechzig, bevor sie es ihm gleichtut. Drinnen hört sie ihn aus fernen Winkeln vom Teufel fluchen und ihr klingt es, als wenn das Schimpfen unisono aus den ziegelnen Bänden der Buchmauern auf sie eindringt, deren nächtlicher Anblick ihr die Vorausschau geben will, dass alle zur gleichen Zeit, während sie ihnen entlang tappt, aus ihrer Vermauerung auf sie niederprasseln und unter dem Gewicht seismisch begraben.

Sie findet ihn, kniend im hinteren, fensterlosen Teil des Erdgeschosses, nun eine Taschenlampe umbeißend, gebeugt über ein übergroßes Marmeladenglas, das er unfreundlich anzustupsen anfängt. Als Reaktion regt sich der schwarze Fleck darin. Ein Summen wie von Hornissen wird hörbar. Unzählbare Flügelpaare knallen stur und immer wieder von vorne gegen den Verschluss, wollen sich Ausgang verschaffen. Krötchenwohl schüttelt das Gefäß kräftig durch, wodurch der Zorn der Eingeschlossenen noch erhitzter wird.

Liyana tritt hervor.

„Was führst du da für eine irres Schauspiel auf, Krötchenwohl?“

Seine Erstarrung wirkt nur für einen Augenblick. Er macht einen weiten Satz auf sie zu, das Glas dabei fest an die Brust geklammert. Mit Schwung zielt der Frontkick treffgenau in ihre Bauchmitte und pfeffert sie rücklings aufs Parkett, wo ihr der Atem ausbleibt und erst mühselig zurückkommt, als Krötchenwohls Schuhsohle schon über ihre Finger gequetscht ist und die andere drohungsvoll an den Kehlkopf anlehnt.

„Warum schnüffeln Sie in Angelegenheiten, die nur meine Person etwas angehen? Wissen Sie denn nicht, welche Gefahren daraus erwachsen können?“

„Weißt du denn nicht, dass die Bibliothek Öffnungszeiten vertritt, die auch für dumme Ameisenfresser wie dich →

gelten! Was treibst du hier? Was ist in dem Glas?“

„Ich verrate es Ihnen, weil ich Sie später ohnedies mit dem Inhalt desselben alleine lassen werde. In dem Glas befindet sich eine meiner neuen Züchtungen. Modifizierte Kleidermotten. Wahrhaftig wunderschön gelungen Exemplare.“

„Das sind doch keine Motten da drinnen! Hört sich an wie ein Geschwader feuerspeiender Stukas.“

Krötchenwohls hohe Lachtöne resonieren durch seinen knochigen Oberleib die Bibliothekswände auf- und abwärts.

„Es handelt sich sehr wohl um Motten, künstlich mutierte *Tineola bisselliella*, um genau zu sein. Ihnen ist jedoch im beträchtlichen Maße mehr Angriffslust, Beißwut und Heißhunger eigen.“

„Wofür der Quatsch?“

„Nun, mir sind es ein wenig zu viele Bücher in dieser Bibliothek. Und meine Helferlein werden dem Abhilfe schaffen. Die Buchseiten, die ich letztens den Bibliotheksbandern entnahm, Sie entdeckten mich hierbei, ich offenbare es Ihnen, brauchte ich als Material für die exakte Konditionierung. Im Handel welche erwerben, das ist unter meinem Stand.“

„Was bitte! Dir haben deine Krabbler doch alle Hirnnerven durchgeknabbert.“

„Wenn der Buchbestand morgen früh dann vollständig zerfressen ist, lässt sich sicherlich eine angemessene Einigung mit meiner guten Bekanntschaft, Bürgermeister Hütwitz finden, wie das Gelände der Stadtbibliothek in meinen privaten Besitz überwechseln kann.“

„Und dann ein Betonklotz voller Einzimmerwohnungen.“

„Nein, nein. Dann beginnen die Ausgrabungen.“

„Für den Schatz der Azteken hast du dich bei den Längen- und Breitengraden aber etwas verrechnet.“

„Hier müssen irgendwo Gemälde Anita Rées tief in der Erde vergraben sein. Ihre Kunstwerke warten, von mir aufgespürt zu werden.“

„Wer ist das?“

„Eine entartete Malerin für die Nazis und eine ergiebige Geldanlage für mich. Die Tagebucheintragungen eines verstorbenen SS-Brigadeführers aus meinem Familienkreis belegen, dass einige ihrer für verschollen geglaubten Werke genau hier kurz vor Kriegsende...“

Liyana macht einen waghalsigen Sprung aus der liegenden Position in die Höhe, schlägt Krötchenwohl dabei ihre Ferse wie einen Rammbock in die Lende, gibt ihm einen Schubs mit beiden Fäusten, sodass er Schritte nach hinten schwankt, versucht sich wo festzuhalten und bringt beim Sturz einige Bücher aus dem Regal mit zu Fall. Das Glas mit den Motten aus Eigenzucht ist derweil von ihm losgelassen und in die Höhe geschleudert, macht einige Saltos durch die Luft und prallt zerbrechend auf seinen Schädel.

Kreischend und brüllend schlägt Krötchenwohl durch die Luft, versucht die freigekommenen Viecher zu erschlagen, die sich zum Teil, auf Gesicht, Nacken, Arme, Beine schon festsaugen, zum Teil nach allen Seiten in die weiten, hohen Räume ausschwirren.

Perplex über ihren reibungslos abgelaufenen Befreiungsakt und dessen Wirkung macht Liyana ein paar unsichere Schritte zurück, das Geschehen beobachtend, erkennt, dass die Zeichen auf Flucht stehen und rennt los durch das Labyrinth aus meterhohen Regalwänden, den Ausgang suchend.

Hinter ihr Donnern, Krötchenwohl muss einen Revolver gezückt haben,

Schüsse durch Holz, Papier und Wanddecke. Einige von Krötchenwohls Mördermotten krallen sich trotz des hohen Laufempos an Liyanas Waden. Sie bekommt Angst, den Ausgang in all der Dunkelheit, all der Panik, die ihr vom Rückenmark zum Kopf hinaufschießt, nicht mehr zu finden.

Plötzlich steht Friederike vor ihr. Liyana kracht, gerade noch mühevoll abbremsend, halb in sie hinein.

„Hab deine Nachricht gesehen. Der Krötchenwohl hat wohl doch eine ernstere Macke, was? Kenne mich hier aus wie in meiner Westentasche. Komm!“

Friederike nimmt sie bei der Hand und eilt voran, findet die enge Wendeltreppe und sie stürmen Stockwerke abwärts.

„Da gibt's einen Tunnel, den nehmen wir.“

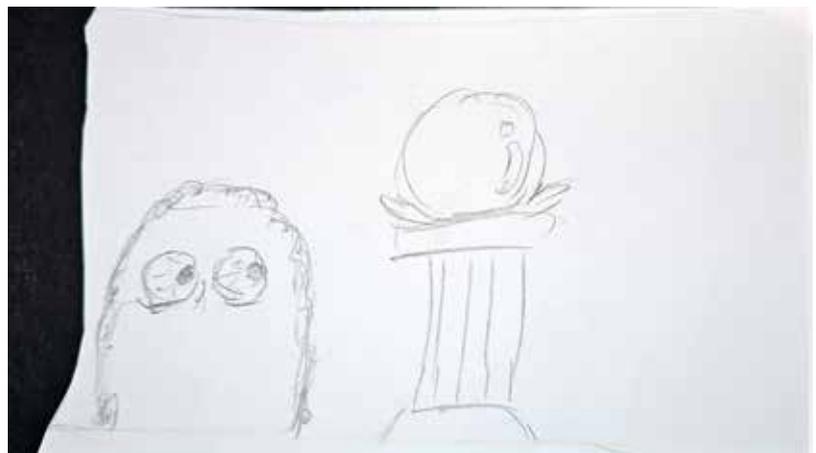
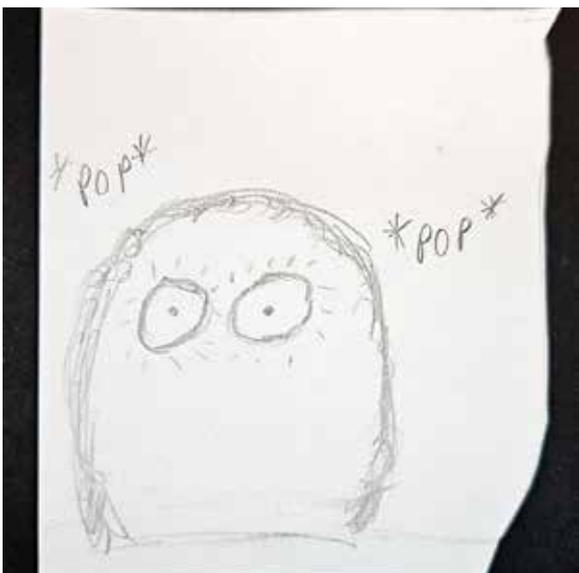
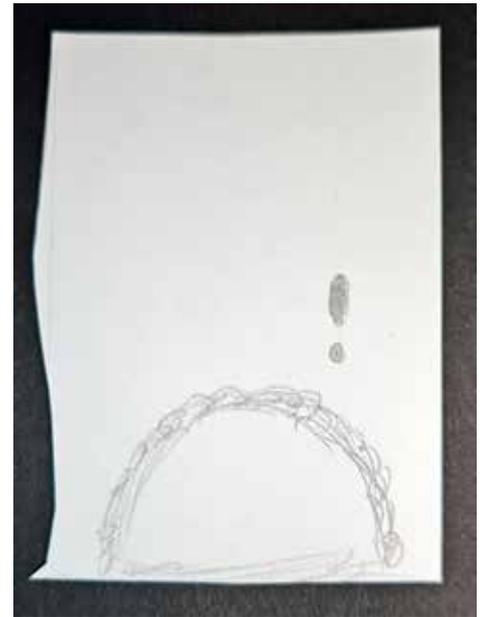
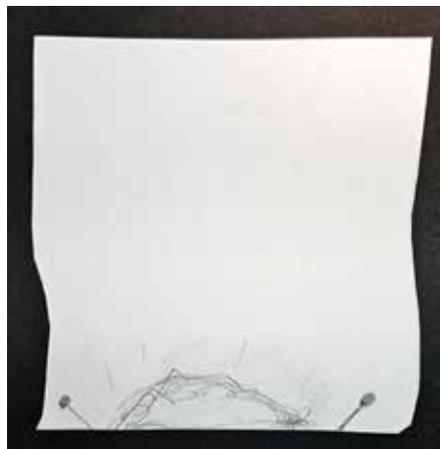
Sie müssen an Holzornamenten herumdrücken, damit das barocke Möbelstück im zweiten Untergeschoß beiseite gleitet und den Tunneleingang freimacht. In der Dunkelheit vorantastend, die Hände gegenseitig fest umdrückt, beider Puls von den kürzlichen Spitzen des Tumults wieder absinkend, erreicht sie schon Dämmerlicht vom Ende des unterirdischen Gangs her.

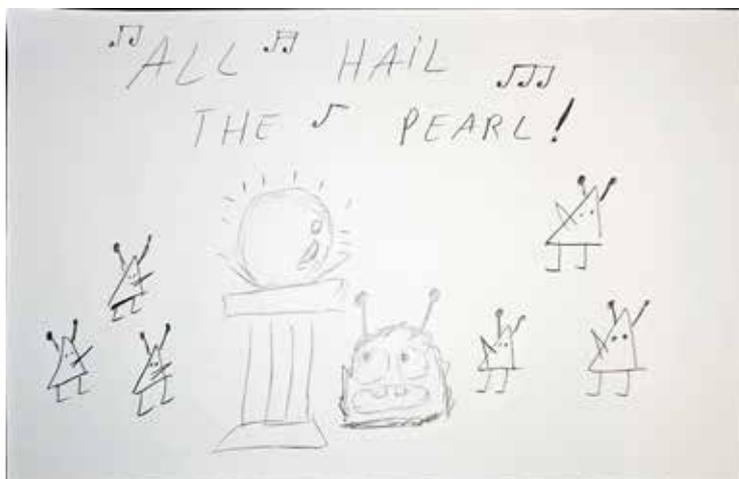
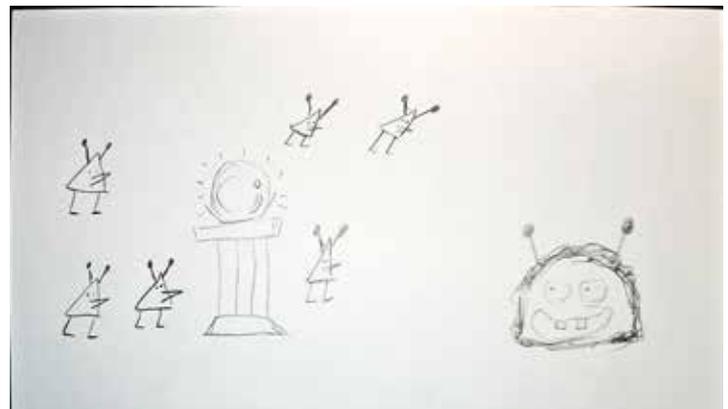
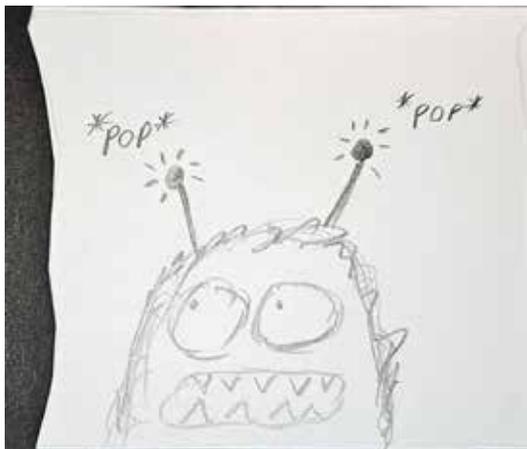
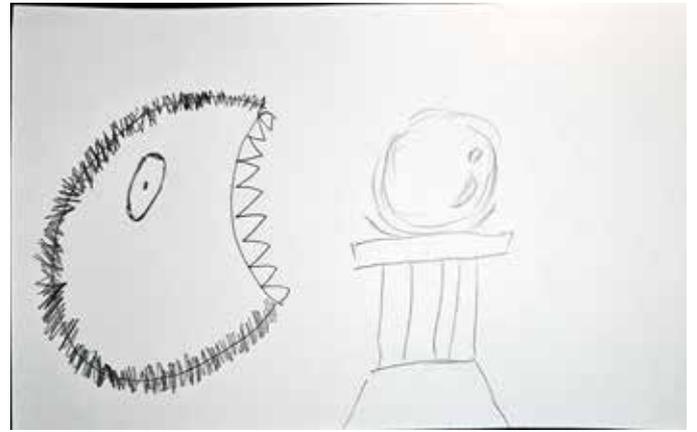
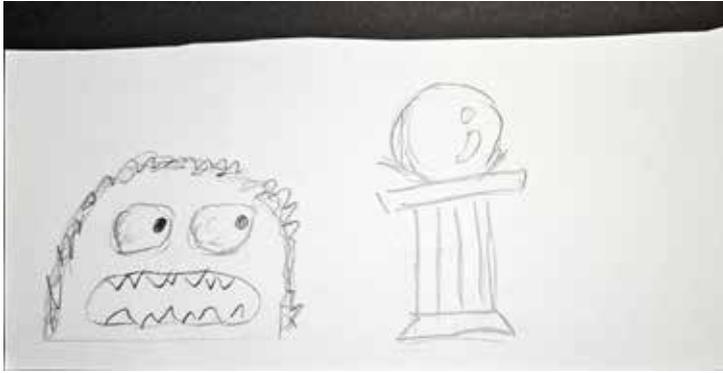
Heraus kommen sie in einem Hinterhof mit abgeblätternen Mülltonnen, neben denen Friederikes Hollandrad parkt. Sie setzen sich auf das Rad, Friederike vorne, Liyana auf den Gepäckträger, radeln los in die aufbrechende Morgendämmerung und beginnen abwechselnd an einer selbstgefingerten Tabaktüte zu qualmen. ↗

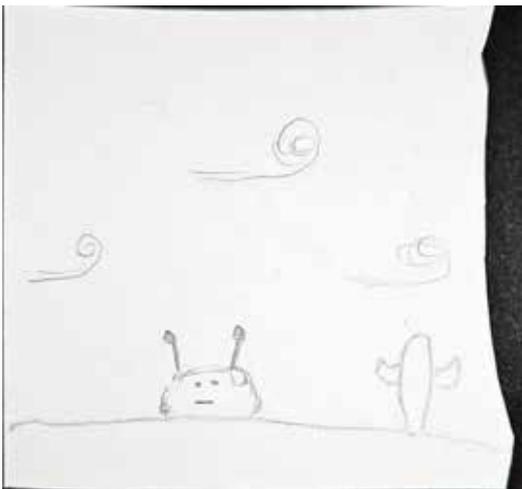
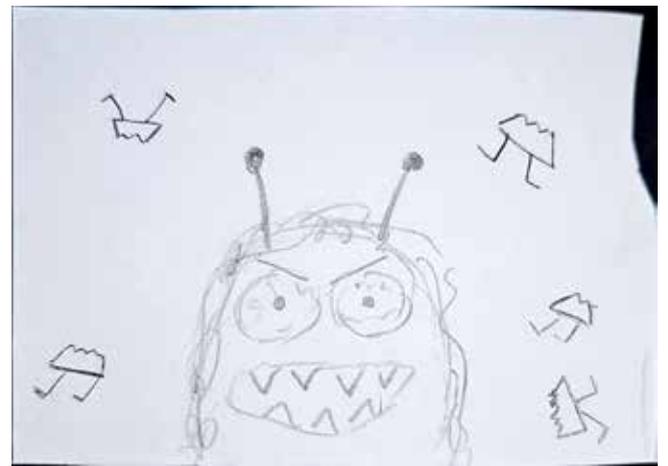
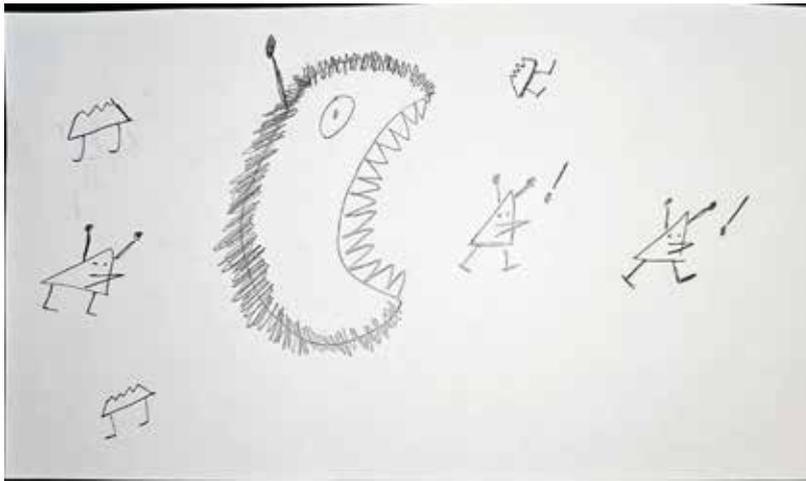
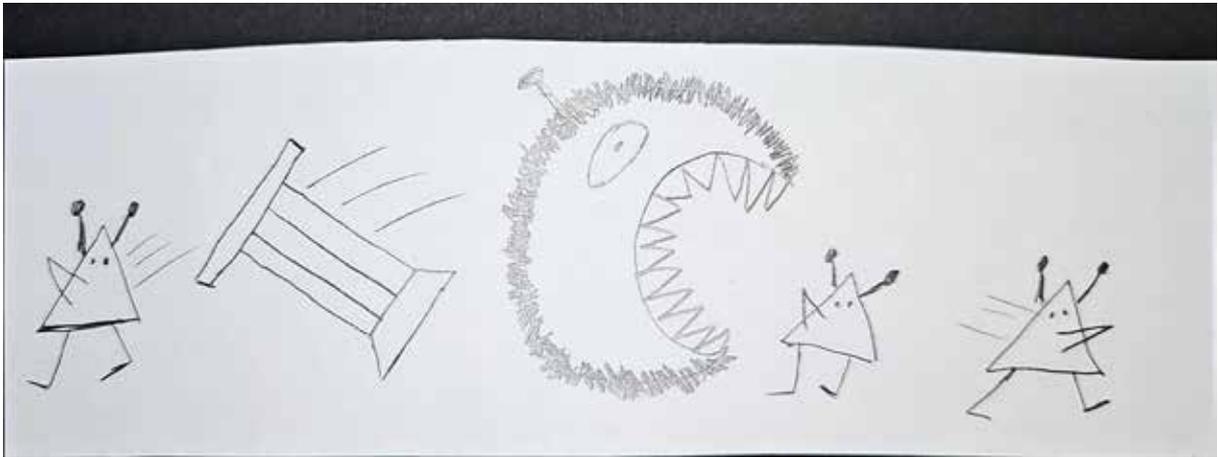
04.12.2024

THE STORY OF GOG, THE VERY HUNGRY BLOB

Matei Dimonu
&
So Young







NOT THE END.



UMFRAGE

Liebe Leserinnen und Leser,

wir möchten die uni:press, unsere Zeitschrift, weiterentwickeln und an eure Bedürfnisse anpassen. Dafür brauchen wir deine Unterstützung! Die Teilnahme an unserer kurzen Umfrage dauert nur 1 Minute und umfasst 10 einfache Fragen.

Deine Meinung hilft uns, die uni:press noch interessanter, relevanter und inspirierender zu gestalten.

Vielen Dank für deine Zeit und dein Feedback!

Was ist die uni:press? Die uni:press ist mehr als nur eine Zeitschrift. Sie bietet:

- **Information:** Spannende Artikel über aktuelle Themen aus Forschung, Wissenschaft und Campusleben.
- **Inspiration:** Einblicke in innovative Projekte, Interviews mit Experten und Erfolgsstorys von Studierenden.
- **Vernetzung:** Plattformen für den Austausch zwischen Studierenden, Lehrenden und Alumni.



**QR-Code scannen
um direkt zur Um-
frage zu gelangen!**

Inskribiere Dich jetzt



Stefanie Rued
Werksredaktion

Den unüblichsten Newsletter Salzburgs.

„Werkspost“ - werkspost.radiofabrik.at
ist ein digitales Medienprodukt der
Radiofabrik - Verein Freier Rundfunk Salzburg
Ulrike Gschwandner Straße 5, 5020 Salzburg



WERKSPOST
Der politische Salzburg-Kommentar





KRITIK
KRITIK
KRITIK
KRITIK